

VERTRIEBENE UND SPÄTAUSSIEDLER IN SACHSEN

28

Landesverband der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen / Schlesische Lausitz e. V.
Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen

Jahrgang 10 / Nummer 2

Herbst / Winter 2020

Besuch in
Katharinenfeld/Bolnisi,
Georgien



Editorial	2
Titel	3
Zu Besuch in Katharinenfeld/Bolnisi	3
Nachrichten	5
Bericht durch den Landesvorsitzenden	5
70 Jahre Charta der Heimatvertriebenen	6
Stifterversammlung	7
Die „Liegkitzer Sammlung“	8
Vorstandssitzung Gruppe Ostpreußen	8
Sächsischer Gedenktag	9
Preisverleihung Sächsischer Mitmach-Fonds	9
30 Jahre LmDR in Sachsen	10
30 Jahre LM Ost- und Westpreußen	12
30 Jahre BdV Vogtland	12
Neues aus Knappenrode	13
Fundstück	14
Odyssee eines Pferdegeschirrs	14
Reportage	15
Herrnhuter in Schlesien: Gnadenfeld	15
Vermischtes	17
Sibyllenort	17
Schömberger Würstchen	18
Schlesischer Nachmittag in Wehlen	19
Weihnachten in Sibirien	20
Nachgefragt	20
Dora Thielemann aus Niederjahna	20
Erinnerung	21
Arbeitseinsatz auf dem Friedhof Giersdorf	21
Gedenkstein in Hinterhermsdorf enthüllt	21
Waldfriedhof am Lilienstein	22
Denkmal in Lohsa enthüllt	23
Friedhof in Nieder-Schreiberhau	23
Zum Schmunzeln	24
Brauereien in Stettin	25
Wir gratulieren	27
Wir gedenken	28
Veranstaltungen	29
Reingelesen	30
Impressum	32

Liebe Heimatfreunde,

wir freuen uns, Ihnen rechtzeitig vor Weihnachten und zum Ende eines sicher denkwürdigen Jahres die zweite Ausgabe unserer Verbandszeitschrift im Jahr 2020 vorlegen zu können. Trotz aller coronabedingten Erschwernisse konnten wir, die Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen, unsere Arbeit erfolgreich und sichtbar fortsetzen. Wir haben z. B. beim 7. Sächsischen Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung in Hoyerswerda viele schöne Momente miteinander erlebt. Die Begeisterung der Besucher unserer außerschulischen Bildungs- und Begegnungsstätte „Transferraum Heimat“ in Knappenrode spornt für die vorliegenden Arbeiten bis zur Eröffnung im Herbst 2021 an.

Erstmals konnten wir den ZukunftErbe-Preis verleihen: Freya Klier und Dr. Józef Zaprucki sind würdige und über die Grenzen Sachsens hinaus bekannte Preisträger, die positive Aufmerksamkeit auf unseren Verband lenken. Beim Sächsischen Mitmach-Fonds konnten wir erfolgreich ein Projekt einwerben, das gleichfalls auf unsere Interessen aufmerksam macht. Darüber berichten wir in der Zeitung, an deren klare, moderne Struktur Sie sich sicherlich schon gewöhnt haben.

Auch dieses Mal hält unsere Verbandszeitung eine bunte Mischung von Berichten zu Aktivitäten in den Kreisverbänden und Landsmannschaften bereit, erinnert wird an die vor 70 Jahren erlassene Charta der Vertriebenen, aber auch „Zum Schmunzeln“ ist etwas dabei sowie die neue Rubrik „Nachgefragt“.

Wenn die Zeitung vor Ihnen liegt, werden Sie auch schon unser Buch „Lieder der Deutschen aus dem östlichen Europa“ in der Hand gehalten haben – das Team um Dr. Manfred Hellmund, Peter Wolf, Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath hat eine wundervolle Arbeit geleistet, für die wir uns im Namen des Verbandes und der Stiftung ganz herzlich bedanken.

Auch Sie, die Mitglieder vor Ort, haben trotz Verschiebung von Veranstaltungen unsere Fahne hochgehalten, manches absagen müssen, dafür den Kontakt untereinander intensiviert und dann mit noch mehr Energie durchgeführt. Das alles macht einen lebendigen Verband aus, der mit seiner guten Arbeit, seinem anerkannten Engagement gestärkt nach vorn blickt und somit bei den Haushaltsverhandlungen die Staatsregierung an ihre Versprechen im Koalitionsvertrag erinnern kann. Mit dem vertriebenenpolitischen Sprecher der CDU-Landtagsabgeordneten, Ronald Pohle aus Leipzig, steht uns ein tatkräftiger Partner zur Seite. Wir sind stolz, als Verbandsvorsitzender bzw. als Beauftragter für Sie, für unsere Anliegen tätig zu sein. Bleiben Sie gesund, bleiben Sie engagiert, nutzen Sie die vor uns liegende Zeit für Erholung und Entspannung mit der Familie, und blicken wir auf eine ertragreiche Vereinsarbeit in 2021.

*Herzlichst, Ihr Frank Hirche, Landesverbandsvorsitzender,
und Ihr Dr. Jens Baumann, Beauftragter für
Vertriebene und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen*



Zu Besuch in Katharinenfeld/Bolnisi in Georgien

Im Jahr 2015 erfuhr das georgische Städtchen Bolnisi unerwartet Aufmerksamkeit von Teilen der deutschen Industrie und der Denkmalpflege, als die georgische Regierung den Ort ausgewählt hatte, um ihn denkmalgerecht sanieren zu lassen. Bei dem ca. 120 Kilometer südwestlich der Hauptstadt Tiflis (T'bilisi) gelegenen Ort im südlichen Kaukasus handelt es sich ursprünglich um das 1820 von deutschen Siedlern gegründete Dorf Katharinenfeld, in dem auch einige heute in Sachsen beheimatete Spätaussiedlerfamilien ihre Wurzeln haben. Von georgischer Seite versprach man sich aufgrund dieser Vergangenheit Hilfe aus Deutschland. Eine Stiftung der deutschen Industrie wollte deutsches Kulturerbe erhalten und dies in Form einer beruflichen Ausbildung mit den heute hier lebenden Menschen umsetzen. Obgleich eine interessante Idee, ist dieses Projekt über die Planungsphase nicht hinausgekommen.

Der Ort ist nicht etwa nach der russischen Zarin Katharina II. benannt, sondern nach der früheren Landesmutter der ersten, aus Württemberg stammenden Siedler, der Großfürstin Katharina Pawlowna Romanowa (1788–1819). Die Schwester des russischen Zaren Alexander I. (1777–1825) hatte in zweiter Ehe den württembergischen Kronprinzen und späteren König Wilhelm I. (1781–1864) geheiratet.

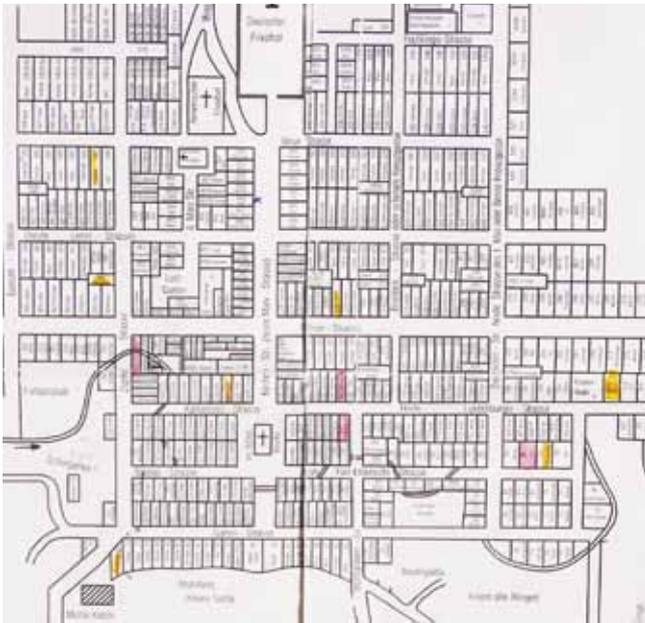
Angesichts der Thronbesteigung seines Schwagers weilte Alexander im Oktober 1816 in Stuttgart und warb deutsche Kolonisten zur Besiedlung der in den Russisch-Türkischen Kriegen eroberten Gebiete nördlich des Schwarzen Meeres an. Der Zar versprach den Siedlern Religionsfreiheit, sie durften weiter ihre deutsche Muttersprache sprechen, außerdem erhielt jeder Neusiedler freies Land, das die ersten Jahre von Steuern und Abgaben befreit sein sollte. Auch sollten die Söhne nicht zum Dienst in die russische Armee gepresst werden. Die Einladung stieß auf offene Ohren, wenngleich die Auswanderungsmotive unterschiedlicher Natur waren. Zum einen hatten pietistische und mennonitische Strömungen im 18. Jahrhundert in Württemberg und Baden zahlreiche Anhänger gefunden, die sich nicht der evangelischen Landeskirche Württembergs unterstellen wollten. Zum anderen hatte Württemberg unter den Plünderungen und Zerstörungen der napoleonischen Fremdherrschaft sowie den Hungersnöten sehr zu leiden. Schon 1803 wurde eine größere Gruppe auf dem Seeweg nach Odessa gebracht, die von dort im nördlichen Schwarzmeergebiet Siedlungen gründete. Im Siebten Russisch-Türkischen Krieg 1806-1812 eroberte Russland weitere Gebiete im südlichen Kaukasus, im heutigen Georgien, in denen sich auch alsbald deutsche Kolonisten niederließen. Am 10. Mai 1817 brachen ca. 1.500 Familien mit insgesamt etwa 9.000 Personen aus dem süddeutschen Raum, vor allem aus Schwaben und dem Elsass, auf. Ziel der Neuankömmlinge war eigentlich der Berg Ararat, wo sie nach ihrer Vorstellung gemäß der Bibel das „verheißene Land“ finden würden. Dort kamen nur etwa 500 Familien an, die anderen blieben in den Weiten nördlich des Schwarzen Meeres. 1817 waren abermals 135 Familien aus Württemberg, vor allem aus Backnang und Umgebung,



Ehemalige deutsche evangelische Kirche in Katharinenfeld, heute Turnhalle

nach Russland aufgebrochen, dieses Mal östlich des Schwarzen Meeres in den südlichen Kaukasus. Sie gehörten zu den sog. Schwarzmeerdeutschen, deren Gesamtzahl um 1900 auf etwa 270.000 angewachsen war. Bei der Anwerbung der Kolonisten achtete die russische Regierung besonders auf landwirtschaftliche Kenntnisse. Die Neusiedler lebten als Bauern und Handwerker in eigenen Dörfern. 1817 wurden die ersten Mutterkolonien Alexanderdorf, Tiflis, Elisabeththal und Marienfeld gegründet wurden, 1818 kamen Annenfeld, Helenendorf und Katharinenfeld und 1819 Petersdorf hinzu. Der erste Siedlungsversuch von Katharinenfeld in der georgischen Steppe war allerdings gescheitert. Die Böden waren schlecht, und in dem sumpfigen Gebiet brachen Krankheiten aus. 256 Menschen starben innerhalb eines Jahres an Malaria. Daraufhin baten die Siedler Zar Nikolaus I. (1796–1855), der die Politik seines Bruders Alexander I. fortsetzte, um einen neuen Siedelplatz. Aber auch der Neuanfang in der georgischen Steppe, am Fluss Muschaweri, war nicht leicht. 1826 wurden die Kolonien Helenendorf, Annenfeld und Katharinenfeld während des Russisch-Persischen Krieges verwüstet, und es dauerte einige Jahre bis sich die Siedler von diesem Rückschlag erholten. Auch war Katharinenfeld von muslimischen Angehörigen eines der zahlreichen Turkvölker in der Region heimgesucht worden. Viele Siedler wurden getötet oder entführt, um sie als Sklaven in die Türkei zu verkaufen. Nur wenige konnten entkommen und fanden Unterschlupf in Alexandersdorf, Marienfeld und Elisabeththal. Zum Andenken an dieses Ereignis feierten die Katharinenfelder bis zur Deportation 1941 jährlich ein „Aufbaufest“.

Ab den 1830er Jahren hatten sich die Bauern zunehmend auf bestimmte Anbauprodukte spezialisiert. Während sich die Dörfer Marienfeld, Petersdorf, Elisabeththal und Katharinenfeld auf den Weinanbau konzentrierten, betrieben die Bewohner von Alexanderdorf Obst- und Gemüseanbau. 1862 bekamen die Kolonisten aus Annenfeld und Katharinenfeld auf der Londoner Weltausstellung sogar einen Preis für die gute Qualität des ausgestellten Brotes. Hatten sich die deutschen Kolonien bis dahin weitest-



© ZKG

Häuserplan von Katharinenfeld

gehend selbstverwaltet, machte die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert betriebene Russifizierungspolitik unter Zar Nikolaus II. (1868–1918) auch um die deutschen Siedlungen keinen Bogen. Die Männer wurden zum mehrjährigen Militärdienst gepresst, und in der Schule musste russisch gelernt werden.

Nach der Einverleibung Georgiens in die Sowjetunion 1921 wurde Katharinenfeld in Luxemburg umbenannt. Noch immer war Katharinenfeld/Luxemburg ein großes Dorf mit überwiegend deutschen Bewohnern. Von den 5.500 Einwohnern waren bei der Volkszählung 1930 3.500 Deutsche, 200 Georgier, 450 Tataren, 750 Armenier, 120 Russen, 330 Perser und 150 Juden. Im Ort gab es ca. 30 Kaufmannsläden. Selbst ein Kino und einen Theatersaal hatte man errichtet, und es gab mehrere Gesangsvereine. Die Gemeindeverwaltung umfasste 20.000 Hektar Ackerland, Weinberge und Forsten. Die Weinstöcke zogen sich die Hänge an den sanft ansteigenden Hügeln ringsum hinauf. Die Winzer waren berühmt für ihren grusinischen Wein. Sie hatten eine eigene Genossenschaft gegründet, die mehr als 50 Kilometer Bewässerungskanäle und viele Kilometer Feldwege in Ordnung zu halten hatte. An den Wochenenden gehörten Jagdausflüge, Fischfang und Waldausflüge zu den Vergnügungen, bis auch die Deutschen Katharinenfelds 1941 völlig unberechtigt Stalins Vorwurf der Nazikollaboration traf. Sie wurden enteignet und nach Sibirien und Kasachstan deportiert. Wer sich weigerte, wurde ins Gefängnis geworfen, verprügelt und misshandelt. Viele starben an den Misshandlungen, wie der letzte Katharinenfelder Bürgermeister Raiser. Seine Witwe musste die sieben Kinder allein großziehen. Einige Katharinenfelder waren nach Dshetytsai, eine kleine Stadt im Bezirk Schymkent, im Süden Kasachstans, ca. 180 km von Taschkent, der Hauptstadt Usbekistans entfernt, gezogen, zum Beispiel die Familie Brodt.

Die deutsche Vergangenheit ist dem Ort noch immer anzusehen. Von Katharinenfeld existiert ein Häuserplan, der sämtliche Hausbesitzer zum Zeitpunkt der Deportation 1941 verzeichnet. Es zeigt einen regelmäßigen Grundriss



© ZKG

Wohnhaus in Katharinenfeld

mit Schachbrettmuster. Die beiden Hauptstraßen bildeten ein Achsenkreuz zwischen der evangelischen Kirche und dem deutschen Friedhof und der Ost-West-Linie. Entlang diesem Raster aus 12 Straßen entstanden insgesamt 814 Hofstellen mit großen Einfahrten und dahinter liegenden Wirtschaftsgebäuden.

Die Wohnhäuser sind meist zweistöckig. Die Erdgeschosse sind aus Stein, zuweilen mit üppigen Weinkellern unterkellert; die Obergeschosse oft in Holzbauweise, zuweilen auskragend und umlaufenden Laubengängen und Balkonen, die über Außentreppen erschlossen werden. Die Häuser waren mit einer Ziegeldeckung versehen. Noch heute sind diese Häuser größtenteils unverändert erlebbar, auch wenn die fehlende Instandhaltung erhebliche Baulücken in die Hofreihen gerissen hat. Und obwohl einige Straßen gerade asphaltiert wurden, sind die Spuren des jahrzehntelangen Verfalls unübersehbar.

Die Kirche, auf ihrer Ostseite noch erkennbar an der Chorapsis und den charakteristischen Strebebfeilern, wurde entsprechend der sowjetischen Doktrin in eine Turnhalle umgewandelt. Das älteste Friedhofsgelände unmittelbar neben der Kirche wurde zum Sportplatz. Der deutsche Friedhof auf der Bergseite ist aufgelassen. Nur noch eine Tafel erinnert an ihn. Die ehemalige Schule, die 2015 als Zentrum einer Wiederbelebung dieser Siedlung auserkoren worden war, ist ein ruinöser Bau.

Dagegen ist in einem Hof gegenüber der Kirche/Turnhalle ein Weinkeller eingerichtet, in dem man zu georgischen Klängen Weinverkostungen des georgischen Weins erleben kann. Und vor allem die ehemalige Kötze-Mühle ist ein eindrucksvolles Beispiel für eine gelungene Wiederbelebung. Hier befindet sich heute ein modernes Hotel mit schönen hellen Zimmern und einem gepflegten Restaurant, wo man gemütlich am Ufer der Muschawera sitzen kann. Bolnisi stellt sich auf (deutsche) Touristen ein.

*Dr. Lars-Arne Dannenberg und
Dr. Andreas Bednarek*

Hand in Hand: Verband, Stiftung und Beauftragter

Bericht zum Besuch der Kreisverbände durch den Landesvorsitzenden

Vom 7. bis 9. Juni 2020 fand die Kreisbereisung des Vorstandes statt; wir tauschten uns in Leipzig, Limbach-Oberfrohna, Chemnitz und Dresden mit den einzelnen Kreis- und Stadtverbänden sowie den Landsmannschaften aus; lediglich Freiberg und den Vogtlandkreis konnten wir nicht erreichen. Dank an alle Teilnehmer!

Vereinbart wurden Regelungen zur Terminverschiebung einzelner Veranstaltungen wegen Corona, der Vorstand nahm die Wünsche für den Sächsischen Gedenktag auf, Finanzfragen konnten ebenso wie der Fortgang in Knappenrode geklärt werden. Zukünftig wollen wir dies mindestens einmal jährlich durchführen, denn der per-

sönliche Kontakt kann nicht einzelne zentrale Veranstaltungen, die ja auch auf eine breite Öffentlichkeit gerichtet sind, ersetzen. Und es macht auch Spaß und gewährt immer neue Eindrücke, zusammensitzen. Schließlich sind wir ja auch kein reiner Kulturverein, sondern uns verbindet ein gemeinsames Schicksal!

Unsere Ausstellungen wurden in Freital, Knappenrode, Leipzig und Lohsa gezeigt. Mit Lohsa hatten der Vorsitzende Frank Hirche und der Beauftragte der Staatsregierung, Dr. Jens Baumann, gemeinsam die Errichtung einer Gedenkstätte an die Opfer von Flucht und Vertreibung besprochen und umgesetzt (siehe Beitrag). Eine weitere



Ministerpräsident Michael Kretschmer informiert sich beim Beauftragten über die Aktivitäten des Landesverbands

Gedenkstätte wurde dieses Jahr durch den Beauftragten in Hinterhermsdorf bei Sebnitz mit eingeweiht.

Am 1. Oktober bat unser Ministerpräsident Michael Kretschmer den Beauftragten zum Gespräch und informierte sich über die Arbeit des Landesverbandes und seiner Mitglieder (siehe Foto).

Die Stiftungsratssitzung musste vom 6. November auf Mitte Dezember verschoben werden in der Hoffnung, dass die Durchführung einer solchen Zusammenkunft dann auch möglich sein wird; wichtige Punkte sind die Möglichkeit der Stimmübertragung bei Verhinderung eines Mitgliedes, der Finanz- und Jahresplan 2021 sowie die Abstimmung der Arbeiten in Knappenrode. Auf einer Klausur des Landesvorstandes und des Stiftungsvorstandes sowie dem Vorsitzenden des Stiftungsrates am 27. und 28. Oktober wurde die eingeschränkte Finanzlage durch die Verschiebung des Haushaltsbeschlusses des Sächsischen Landtages (voraussichtlich erst im Mai 2021) beraten. In Abstimmung mit dem Beauftragten und dem vertriebenenpolitischen Sprecher kann gewährleistet werden, dass alle Vereine die monatlichen Zuschüsse für die laufende Tätigkeit erhalten; diese können ab Januar bei der Landesgeschäftsführerin abgerufen werden. Auch die erste Ausgabe der Zeitung, die Fortführung der grenzüberschreitenden Arbeit, die Verbandsversicherung, mindes-

tens drei Ausstellungen (Interesse bitte bei Frau Florian anmelden) und die Kreisbereisung sind gesichert; ebenso die Lehrerfortbildung und der Neujahrsempfang am 14. Januar in Chemnitz. Daneben wird der Beauftragte jedem Kreisverband bzw. jeder Landsmannschaft mindestens eine Veranstaltung bis Mai finanziell zusichern können. Ebenso konnte die Fortführung der Stellen der Landesgeschäftsführerin und des Leiters der außerschulischen Bildungs- und Begegnungsstätte „Transferraum Heimat“ bis Mai auf einer Basis von 38 (statt 40) Stunden sichergestellt werden; damit können auch die Arbeiten in Knappenrode weitergehen. Offen ist noch die Miete für das Haus der Heimat in Reichenbach/Oberlausitz, aber auch hier werden wir eine Möglichkeit finden. Dank Ihrer Zuarbeiten ist die Erarbeitung des Buches (in Verantwortung von Herrn Prof. Dr. Frank-Lothar Kroll) „Verspäteter Neuanfang: Flucht Vertreibung Integration – Aufarbeitung und Engagement im Freistaat Sachsen 1990 bis 2000“ gut vorangegangen, es wird in 2021 erscheinen.

*Frank Hirche, Vorsitzender des Landesverbandes
und des Stiftungsrats
Dr. Jens Baumann,
Beauftragter für Vertriebene und
Spätaussiedler im Freistaat Sachsen*

70 Jahre Charta der deutschen Heimatvertriebenen

Am 5. August 1950 wurde die Charta der deutschen Heimatvertriebenen in Stuttgart verabschiedet. Die Vertreter der Vertriebenenverbände „Zentralverband vertriebener Deutscher“ und „Vereinigte Ostdeutsche Landsmannschaften“, beide Vorläufer des „Bundes der Vertriebenen“, rangen damit auch um politische Teilhabe in der noch jungen Bundesrepublik Deutschland. Die Charta fordert ein Recht auf Heimat, aber unter Verzicht auf Rache und Vergeltung; Deutschlands Schuld am Zweiten Weltkrieg wird weder verschwiegen noch abgestritten, vielmehr bieten die Vertriebenen auf dem Weg zu einem geeinten Europa ihre Zusammenarbeit mit den ehemaligen Heimatländern an.

Nach der Wiedervereinigung haben die in Sachsen und den anderen neuen Ländern gegründeten Vertriebenenorganisationen sich die Charta sofort zu eigen gemacht und in Publikationen und Vorträgen behandelt. Daher soll nur ein Aspekt besonders hervorgehoben werden: Kein anderes politisches Dokument hat im Laufe der Geschichte so an Anerkennung gewonnen wie die Charta. Die politisch konservative Seite hat sich von Anfang an zu den deutschen Heimatvertriebenen und der Charta bekannt. In die Vorbereitung des Textes der Charta war die Regierung Adenauer eingebunden. Mitglieder der Bundesregierung wie auch der westlichen Besatzungsmächte waren bei der Verabschiedung und der Proklamation im Kursaal von Bad Cannstatt anwesend. Dagegen kritisierte das politisch linke Spektrum die Charta,

allerdings weniger wegen ihres Inhalts, als vielmehr durch die Tatsache, dass zu den Unterzeichnern mehrere Personen mit einer unbestreitbaren NS-Vergangenheit gehörten.

Auch von der DDR und den mit ihr befreundeten Staaten wurde die Charta stets als ein Dokument des Revanchismus bezeichnet. Mit dem Zerfall des von der UdSSR beherrschten Ostblocks wurde diese Kritik freilich obsolet.

Endlich wurden die Inhalte der Erklärung stärker zur Kenntnis genommen. 2006 urteilte der damalige Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble, die Charta sei „ein beeindruckendes Zeugnis menschlicher Größe“. Und bei der Feier zum 50. Jahrestag hob dessen Nachfolger Otto Schily lobend hervor, dass die Vertriebenen sehr früh in der Charta die europäische Einigung „unter Einbeziehung unserer mittel- und osteuropäischen Nachbarn“ gefordert hätten. Selbst der thüringische Ministerpräsident Bodo Ramelow von der Partei Die Linke bezeichnete die Charta als Schlüssel für Aussöhnung und Frieden.

Einer der Satzesätze der Charta hat bleibende Aktualität: „Die Völker müssen anerkennen, dass das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen wie aller Flüchtlinge ein Weltproblem ist...“

*Friedrich Zempel,
Vorsitzender Erinnerung und Begegnung e. V.*

Stifterversammlung

Am 17. Oktober fand in den Dresdner Räumen der Stiftung satzungsgemäß die alle zwei Jahre stattfindende Stifterversammlung der Stiftung „Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen“ statt. Aus Zwickau war Gerald Otto, MdL angereist. Der Stifterversammlung gehören natürliche Personen und Vereine an, die über 1.000 € bzw. 5.000 € gespendet haben. Das waren in den vergangenen zwei Jahren Daniel Morgner, Falk Pusch, Friedemann Scholz, Professor Schirotzek, Rodca Tines, Inga Zempel und Friedrich Zempel sowie die Vereine EuB und der BdV-Freiberg. Ein Höhepunkt der diesjährigen Stifterversammlung war die Überreichung der Goldenen Ehrennadel des Bundes der Vertriebenen Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände e. V. an Friedrich Zempel sowie posthum an Mario Morgner, die für letzteren stellvertretend seine Familie entgegennahm. Mario Morgner hat über viele Jahre die Verbandszeitung sowie die homepage betreut und sich auch sonst engagiert für die Interessen der Vertriebenen eingesetzt. Seine Frau und seine Kinder führen die Arbeit fort, so betreut sein Sohn weiterhin das Online-Zeitzeugenarchiv (<http://zeitzeugenberichte.Vertriebene-in-Sachsen.de/>). Wir gratulierten mit Urkunde, Blumen und Champagner; insbesondere die schönen Momente im Leben sollten wir festhalten, auch wenn Trauer um einen guten Freund (1966 bis 2019) diesen Tag umwölkte ... Zitiert sei aus dem alten



Der Landesverbandsvorsitzende Frank Hirche überreicht stellvertretend Friedrich Zempel die Goldene Ehrennadel

schönen Lied „Wahre Freundschaft soll nicht wanken“:

*»Im Stillen werd ich Tränen weinen
und träumend dir zur Seite stehn,
und seh ich Gottes Sonne scheinen
werd ich für dich um Segen flehn.«*

Preisverleihung Sächsischer Mitmach-Fonds

Am 27. September 2020 fand im Flughafen Dresden durch den Ministerpräsidenten Michael Kretschmer die Preisverleihung zum Sächsischen Mitmach-Fonds statt, der speziell Projekte zur Revitalisierung in den beiden sächsischen Braunkohlerevieren förderte. Auch der Landesverband hatte sich mit einem Projekt zum „Erbe der Vertriebenen in der nördlichen Oberlausitz“ in der Kategorie ReWIR beteiligt, das unter den über 2.000 Einreichungen mit dem Höchstförderpreis von 5.000 € bedacht wurde. Von den mehr als zwölf Millionen vertriebenen Deutschen gelangten ca. eine Million nach Sachsen. Viele von Ihnen haben im Lausitzer Braunkohlerevier Arbeit und eine neue Heimat gefunden und in erheblichem Maße zum Wiederaufbau des Landes beigetragen. In der DDR durften sie freilich nicht über ihr Schicksal sprechen. Um die Erinnerung an diese wichtige Epoche deutscher und europäischer Geschichte in die Zukunft zu tragen, sollen diese Biografien und Lebenswege erfragt und dokumentiert werden. Deshalb sind insbesondere Vertriebene, die im Lausitzer Braunkohlerevier Arbeit gefunden haben, aufgerufen, sich in der Geschäftsstelle des Landesverbands zu melden und uns ihren Lebensweg zu erzählen.



Preisverleihung mit Staatsminister Thomas Schmidt

Bis Mai 2021 wollen wir das Projekt umsetzen. Es ist ein weiterer Grundstein zum Aufbau des Dokumentationszentrums im BBZ „Transferraum Heimat“ in Knappenrode.

Dr. Lars-Arne Dannenberg

Die „Liegnitzer Sammlung“ geht in den Freistaat Sachsen

Die früher in den sog. Haspelhäusern in Wuppertal, ab dem Jahr 2009 im Rathaus Wuppertal-Vohwinkel, untergebrachte „Liegnitzer Sammlung“ besteht aus Büchern, Dokumenten, Möbeln, Bildern, Porzellan, Trachten und vielem mehr. Alles das ist von heimatverbundenen Schlesiern, insbesondere aus dem Raum Liegnitz, gerettet oder erworben und der Bundesgruppe Liegnitz e. V. im Laufe der Zeit nach Gründung der Patenschaft durch die Stadt Wuppertal im Jahr 1953 zur Verfügung gestellt worden, meist als Geschenk oder als Leihgabe an die Bundesgruppe Liegnitz e. V. mit Sitz in Wuppertal.

Im Rahmen der alle zwei Jahre in Wuppertal stattgefundenen Patenschaftstreffen wurde diese Sammlung stets gern besucht. Hoch erfreut waren die Gäste über das viele Material, das sich im Laufe der Zeit angesammelt hatte. In verschiedenen Vitrinen, Schränken und an den Wänden konnten die heimatlichen Schätze gesehen, bewundert und so Erinnerungen geweckt werden.

Unser früherer Bundesvorsitzender Dr. Gerhard Kaske sah 2009 die Zeit als gekommen an, die „Liegnitzer Sammlung“ in eine von ihm neu gegründete „Stiftung Schlesische Heimatstuben“ (SSH) als wesentlichen Bestandteil einzubringen, um sie dauerhaft erhalten zu können. Sogar aus Liegnitz wurde Interesse an der Sammlung bekundet, doch die Hauptspender wollten nach Befragen diese weiterhin im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland gezeigt bzw. ausgestellt wissen.

Um die „Liegnitzer Sammlung“ für die Zukunft zu bewahren, wurden mehrere Gespräche mit Vertretern des Patenlandes Niedersachsen und mit interessierten Gemeinden im Freistaat Sachsen geführt, die leider nicht mit einem positiven Ergebnis endeten. Der Tod von Herrn Dr. Kaske als unserem „spiritus rector“ verlagerte alle Aufgaben der Bewahrung unserer Sammlungen – also auch der Stiftung Schlesische Heimatstu-

ben – an die Vorstände der Bundesgruppe Liegnitz e.V. und der Stiftung.

Ein zukünftiger Verbleib in der Patenstadt Wuppertal war vor allem aus personellen, aber auch finanziellen Gründen nicht mehr möglich. In dieser Situation ergaben sich Kontakte zum Freistaat Sachsen und der dortigen Stiftung „Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen“. Aus organisatorischen Gründen wurde mit Hilfe der Stiftungsaufsicht des Freistaates Sachsen eine Zusammenführung beider Stiftungen als sinnvoll angesehen. Ein entsprechender Vertrag wurde im November 2017 zwischen der SSH und der Stiftung „Erinnerung, Begegnung, Integration“ abgeschlossen und in Folge dessen in der Zeit bis heute bereits verschiedene Materialien der Sammlungen in den Freistaat Sachsen verlagert. Im Juni 2020 trat nun der Hauptteil der „Liegnitzer Sammlung“, die zur „Stiftung Schlesische Heimatstuben“ gehört, bzw. der Rest, der sich noch in Wuppertal befand, die Reise nach Sachsen an, genauer gesagt nach Hoyerswerda, das zur früheren Provinz Schlesien gehörte.

Die sächsische Stiftung „Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen“ wird das gesamte Material nach wissenschaftlichen und bibliothekarischen Gesichtspunkten aufarbeiten, Teile davon der Öffentlichkeit präsentieren und auch Leihgaben für eine begrenzte Zeit an andere Museen gemäß den üblichen Standards ausleihen.

Für uns ist damit gewährleistet, dass das Liegnitzer Kulturgut auch zukünftig dauerhaft Zeugnis ablegen kann von unserer deutschen Heimatregion Liegnitz in Schlesien.

*Peter Winkler und Dr. Ernst-Günter Lattka
für die Bundesgruppe Liegnitz e. V. und die ehemalige
Stiftung Schlesische Heimatstuben*

Vorstandssitzung der Gruppe Ostpreußen

Am 30. Juni 2020 begrüßte uns unser Vorsitzender Reinhard Gerullis zu unserer Vorstandssitzung im Esche-Museum in Limbach-Oberfrohna und informierte uns über aktuelle Entwicklungen, vor allem wie es mit den coronabedingten Einschränkungen weitergeht. Trotz aller Beschränkungen nimmt Frau Irmgard Gläser jährlich an der Werkwoche der Ostpreußen teil, wo sie ihre ostpreußischen Handarbeiten ausstellt.

Den Sicherheitsvorkehrungen ist aber unser typisches Ostpreußen-Erntedankfest im September zum Opfer gefallen, so dass wir nicht in den Genuss des typischen ostpreußischen Schmandkuchens kamen und uns auch nicht an den ostpreußischen Heimatliedern

und Gedichten der Kindergruppe unter der Leitung unserer Lehrerin Anett Büchner wie auch dem Chor aus Langenberg erfreuen konnten. Nun hoffen wir um so mehr, dass unsere Weihnachtsfeier am 4. Dezember 2020 im Esche-Museum in Limbach-Oberfrohna stattfinden kann.

Wir wünschen allen Landsleuten eine gesegnete Zeit und beste Gesundheit bis zum Wiedersehen!

*Hannelore Kedzierski,
Chemnitz*

Sächsischer Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung und Tag der Heimat am 13. September 2020 in Hoyerswerda/Knappenrode

Der Sächsische Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung 2020 war aus zwei Gründen etwas Besonderes. Wegen der Corona-Pandemie fand er erstmals mit dem jährlichen „Tag der Heimat“ des Bundes der Vertriebenen (BdV) Stadtverband Hoyerswerda in der Lausitzhalle Hoyerswerda statt, und dort wurde der erste ZukunftErbe-Preis der Stiftung „Erinnerung, Begegnung, Integration - Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen“ vergeben. Der Stiftungsratsvorsitzende Friedrich Zempel erklärte: Die Preisträger leisten Herausragendes zur Erforschung der Geschichte und zur Bewahrung des kulturellen Erbes der Vertreibungs- und Aussiedlungsgebiete der Deutschen aus Ostmitteleuropa.

Im Fokus der Veranstaltung stand die „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“. Ihre Unterzeichner haben 1950 im Namen aller organisierten Vertriebenen Westdeutschlands auf Rache und Vergeltung verzichtet, sagte die Vorsitzende des BdV Stadtverbandes Hoyerswerda Gisela Lossack. Stattdessen wollten sie sich in ihre neue Heimat integrieren und an der Schaffung einer europäischen Friedensordnung mitwirken. Der Vorsitzende des Landesverbandes der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/Schlesische Lausitz e.V. Frank Hirsche formulierte: *„Die Charta ist eine Verpflichtung in der heutigen Zeit, denn viele haben das miteinander und aufeinander zugehen verlernt.“* Der Wissenschaftler Dr. Christopher Spatz hatte in seiner Rede nicht nur der vielen Millionen Deutschen gedacht, die nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Heimat in Schlesien, Ostpreußen und anderswo verloren haben, sondern auch der ca. eine Million Zivilisten, die in der Sowjetunion Zwangsarbeit leisten mussten. Wer als Überlebender in die DDR kam, durfte nichts erzählen. Das galt dort auch für alle Vertriebenen, deren Schicksal totgeschwiegen wurde, so Dr. Spatz.

Die DDR-Bürgerrechtlerin und Autorin Freya Klier arbei-



Preisverleihung an Freya Klier

tet seit 1990 in ihren Büchern und Filmen das Schicksal der zumeist nach Sibirien verschleppten Zwangsarbeiter auf und bringt dieses lange vergessene Unrecht ins öffentliche Bewusstsein, erklärte Prof. Dr. Frank-Lothar Kroll. Dafür bekam sie den mit 2.000 € dotierten Hauptpreis des ZukunftErbe-Preises. Der mit 1.000 € dotierte Sonderpreis ging an den Germanisten Dr. Józef Zaprucki von der Riesengebirgshochschule Hirschberg/Jelenia Góra, setzte der Beauftragte des Freistaates Sachsen für Vertriebene und Spätaussiedler, Dr. Jens Baumann, fort. Dr. Zaprucki übersetzt deutsche Literatur ins Polnische und umgekehrt, um das beide Völker verbindende kulturelle Erbe bekannter zu machen. Das Förderstipendium des neuen Preises erhielt der Doktorand der Geschichte an der Technischen Universität Dresden Daniel Wendorf, der das Leben geflüchteter und vertriebener Menschen in Dresden zwischen 1945 und 1952 erforscht, ergänzte der Stiftungsratsvorsitzende Friedrich Zempel.

Nachmittags haben die Teilnehmer die entstehende Bildungs- und Begegnungsstätte „Transferraum Heimat“ auf dem Gelände der Energiefabrik Knappenrode besucht. Dr. Lars-Arne Dannenberg erläuterte dort anhand einer Zeichnung, wie künftige Generationen mithilfe moderner Medien und einem alten Viehwagon diesen Teil der Geschichte erleben werden. In ca. einem Jahr sollen mindestens die ersten Räume fertig sein, wo *„die wichtigsten Vertreibungsgebiete vorgestellt werden“*, so der Historiker.



Gruppenbild vor dem BBZ Knappenrode

Katrin Demczenko

30 Jahre Landsmannschaft der Deutschen aus Russland in Sachsen

Deutsche aus Russland gab es auch schon vor 1990, damals noch in der DDR. Viele kamen im Zuge der Familienzusammenführung. Im Einigungsvertrag von 1990 wurden diese Aussiedler nicht erwähnt. Die rechtliche Lage für diese Menschen war 1990 höchst unklar. Sie waren als Vertriebene bzw. Aussiedler nicht anerkannt und somit von jeglichen in der BRD gültigen Gesetzen (Lastenausgleich, Fremdretenrecht usw.) ausgeschlossen. Einen sehr schweren und mühsamen Weg hatten auch die Landsleute, die nach dem 3. Oktober 1990, aber noch mit der Genehmigung der DDR nach Deutschland kamen. Für sie gab es überhaupt keine Regelungen.

Zum damaligen Zeitpunkt war die am 22. April 1950 in Stuttgart gegründete Landsmannschaft der Deutschen aus Russland (LmDR) die einzige Institution, die die Sorgen und Nöte der Deutschen aus Russland verstand und ernst nahm. Die Bundesgeschäftsstelle befindet sich in Stuttgart. Die LmDR ist in das Vereinsregister eingetragen und als gemeinnützig anerkannt.

Wir wussten, dass wir nur gemeinsam die rechtliche Gleichstellung mit den Landsleuten, die gleich in die BRD kamen, erreichen können. Die LmDR sieht sich nach ihrer Satzung (www.lmdr.de) als Interessenvertretung, Hilfsorganisation und Kulturverein aller Deutschen aus Russland. Vor allem setzt sich die Organisation für die Deutschen in und aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion ein. Recht auf freie Ausreise, auf freie Ausübung der Religion und auf freien Gebrauch der Muttersprache stehen dabei im Mittelpunkt der Bemühungen. Auch das öffentliche Einfordern der Umsetzung des Rechts auf kulturelle Autonomie und auf Wiedergutmachung für das 1941 und später erlittene Unrecht zählt zu den Zielen der Landsmannschaft. Die LmDR unterstützt die Deutschen aus Russland bei und nach ihrer Einwanderung in Deutschland. Auf sozialer, politischer und kultureller Ebene trägt die Landsmannschaft zur Schaffung günstiger Rahmenbedingungen für die Integration in der deutschen Gesellschaft bei und arbeitet dabei mit den zuständigen Verwaltungsstellen auf Landes- und Bundesebene eng zusammen. Nach 1990 war das wichtigste Ziel die Gleichstellung der in der DDR ansässigen Landsleute mit den Landsleuten in der BRD. Erst 1995 war das so weit geklärt, dass uns der Vertriebenenstatus anerkannt wurde. Die Deutschen aus Russland, die in die DDR bis 1990 eingereist sind, erhielten eine einmalige Zuwendung in Höhe 4.000 DM.

Als erste Ortsgruppe in den neuen Bundesländern nach der Wende 1990 wurde am 3. Oktober 1990 die Ortsgruppe Chemnitz gegründet, danach folgte am 17. November 1990 die Ortsgruppe Dresden und schließlich am 10. Mai 1998 die Ortsgruppe Leipzig. Die Landesgruppe Sachsen der LmDR konstituierte sich am 1. November 1991, ihr erster Vorsitzender war Adolf Braun. Der Mitgliedsbeitrag für die neuen Bundesländer liegt bei einem Jahresbeitrag von 27 €, wobei nur ein kleiner Teil davon an die örtliche Gliederungen zurückfließt. Der größte Teil des Beitrages wird für die Herausgabe der Vereinszeitschrift „Volk auf den Weg“,

die einmal im Monat erscheint, verwendet. Fördermittel werden ausschließlich für öffentliche Projekte ausgereicht. Der massenhafte Zuzug der Spätaussiedler aus den Staaten der Sowjetunion zwischen 1991 und 2000 stellte die Regionalgruppen vor neue Herausforderungen. Die ersten Jahre nach der Gründung der beiden Ortsgruppen Chemnitz und Dresden standen im Zeichen des Kampfes um die rechtliche Anerkennung. Das war das wichtigste politische Ziel. Aber auch die Identitätsfindung spielte eine große Rolle. Über Jahre oder besser über Jahrzehnte war den Deutschen aus Russland in der DDR die Möglichkeit genommen worden, sich in einem breiten Kreis zu versammeln, zusammen zu sein, über sich selbst und über eigene Geschichte zu sprechen. Was in Westdeutschland als selbstverständlich empfunden wurde, mussten wir in schwerer und mühsamer Arbeit, in ständigen Auseinandersetzungen mit allen möglichen Behörden aufbauen. Bei der Gründung der Ortsgruppen 1990/91 hatten wir großen Zulauf von neuen Mitgliedern. Durch die schlechte Arbeitsmarktsituation in den 1990er Jahren haben viele Landsleute Sachsen auf der Suche nach Arbeit Richtung Westen verlassen. Ein weiteres Erschwernis der Entwicklung der Vereinsarbeit in den Regionen war bis heute die Defizitäre Unterstützung durch die Kommunen.

Eine Belebung der Basisarbeit wurde 2011 mit der Gründung des Landesverbandes der Vertriebenen und Spätaussiedler Sachsen/Schlesische Lausitz e.V. und seinem seither immer wiedergewählten Vorsitzenden, Frank Hirche, erreicht. Mit ihm als damaligen Landtagsabgeordneten und den Vertriebenenverbänden setzten wir gemeinsam den vom Landtag beschlossenen „Sächsischen Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung“ durch, den wir in diesem Jahr zum siebenten Mal gemeinsam begingen. Dank seiner Unterstützung und parlamentarischer Überzeugungsarbeit konnten wir unsere gemeinsam mit den Vertriebenenverbänden erhobene Forderung nach der Berufung eines „Beauftragten der Sächsischen Staatsregierung für Vertriebene und Spätaussiedler“ im Jahr 2018 durchsetzen. Seitdem bekleidet dieses Amt Dr. Jens Baumann mit viel Engagement. Er hat stets ein offenes Ohr für unsere Anliegen und vertritt diese auch gegenüber der Staatsregierung sowie in der Versammlung der Beauftragten der Vertriebenen und Spätaussiedler. Ebenso haben wir im Bundesvorsitzenden der Bundesorganisation der LmDR, Johann Thießen, einen echten Partner gefunden. Mit der Einrichtung von den von unserem Beauftragten unterstützten Begegnungsstätten 2019 in den Regionen erreicht die Arbeit mit den Deutschen aus Russland eine neue Qualität und sind auch die Mitgliederzahlen wieder im Steigen begriffen. Wir freuen uns auch über die Anerkennung des Integrationsbedarfs und den Abbau entstandener Defizite bei unserer Bevölkerungsgruppe durch die in der letzten Legislaturperiode als Staatsministerin für Gleichstellung und Integration tätige und derzeitige Sozialministerin Petra Köpping, die uns ermutigte, einen Dachverband der säch-

sischen (Spät-)Aussiedler als eingetragenen Verein und gleichberechtigt zum Dachverband der sächsischen Migrantenorganisationen zu gründen, dessen Aktivitäten sie unterstützt und fördert. Diese Aktivitäten wirken sich auch auf die Belebung unserer Jugendarbeit positiv aus. So nahm z. B. 2019 Helena Ehrler aus Chemnitz am 4. Sächsischen Schülerwettbewerb „Flucht, Vertreibung und Integration / geflohen – vertrieben – angekommen? Menschen und ihre Schicksale in Deutschland, Polen und Tschechien“ teil. Für ihre Arbeiter „Einfluss historischer Ereignisse auf die Familiengeschichten; Russlanddeutsche Familie Hauk“ erhielt sie einen Hauptpreis in der Kategorie „Einzelarbeiten“. In Leipzig entwickelt sich das seit über 20 Jahren existierende Kinder- und Jugendensemble „Sonnenschein“ des Deutsch-Russischen Zentrums Sachsen e.V. in neuen Dimensionen. Zur Zeit kommen nur noch wenige Spätaussiedler nach Deutschland. Die schon länger da sind, sind in der Regel gut integriert. Heute gelten die Deutschen aus Russland sogar als Musterbeispiel für gelungene Integration. Dennoch brauchen vor allem die älteren Menschen nach wie vor Unterstützung bei der Integration und im täglichen Leben. Für die Landsleute, die derzeit noch immer nach Deutschland kommen, ist die Lage sehr viel schwieriger. Es gibt keine Übergangswohnheime für Spätaussiedler, keiner ist hier für sie zuständig. Die Leute werden zusammen mit den Flüchtlingen aus Afrika und den arabischen Staaten untergebracht und auch als solche behandelt.

Das größte Problem ist die Rentenfrage. Die Ursachen dafür, dass die Deutschen aus Russland in weit überdurchschnittlichem Maße von Altersarmut betroffen bzw. bedroht sind, sind die restriktiven Änderungen des Fremdrentengesetzes in den 1990er Jahren und hier vor allem die Bestimmungen des Wachstums- und Beschäftigungsförderungsgesetzes. Die drei Hauptbestandteile der restriktiven Änderungen seien hier genannt:

- Kürzung der Beschäftigungszeiten auf fünf Sechstel;
- Deckelung der im Ausland erworbenen anrechenbaren Entgeltpunkte, die eine Berechnungsgrundlage für die Rentenhöhe bilden;
- niedriger Bewertungsfaktor von 0,6.

Die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland fasst ihre Forderungen angesichts von Fehlentwicklungen im Fremdrentenbereich wie folgt zusammen:

1. Festhalten am Generationenvertrag – weg vom Argument der Sozialverträglichkeit und Stützung des Eingliederungsgedankens nach dem Kriegsfolgenbereinigungsgesetz (KfbG), d.h. Festigung der Integration in das Gemeinwesen.
2. Weg mit der Kürzung der Rente um 40 %, da die Betroffenen selbst bei einer Lebensarbeitszeit von 45 Jahren größtenteils unter das Existenzminimum fallen und Grundsicherung beantragen müssen, damit sie ihr Überleben garantieren können.
3. Bei der Kürzung der Rente um 1/6 wird von den Beteiligten umfangreiches Material zum Nachweis von früheren Tätigkeiten verlangt, die sie nicht leisten können und die eine komplette Überforderung in ihrer persönlichen Situation darstellen. Deshalb Aufhe-

bung der 1/6 Kürzung. Damit wäre auch die Beweislast für die Betroffenen vom Tisch.

4. Keine Beantragung der Rente aus Russland verlangen, da es hierfür an einem Sozialabkommen bzw. an eindeutigen Gesetzesgrundlagen fehlt. Mit den Herkunftsländern wären daher entsprechende Sozialabkommen wünschenswert.
5. Keine Zwangsverrentung durch die Sozialbehörde. Diese zieht nämlich eine weitere Kürzung nach sich, da pro Monat der frühzeitigen Inanspruchnahme der Rente 0,03 % weniger Rente bezahlt wird. Dies kann, je nachdem wie lange man früher in Rente geht, eine Kürzung von bis zu 18 % nach sich ziehen, und dies auf Dauer. Hier ist auch die einheimische Bevölkerung betroffen und nicht nur Spätaussiedler.
6. Anpassung des Rentensystems an die veränderten Rahmenbedingungen der Arbeitswelt. Das bedeutet weniger Minijobs, weniger befristete Arbeitsverträge und damit weniger Phasen der Erwerbslosigkeit und niedriger Löhne.

Im Mittelpunkt der Vereinsarbeit steht die Betreuung der Landsleute in allen Fragen des täglichen Lebens. Was tun wir:

- Wir vertreten die Interessen der Aussiedler.
- Wir kämpfen für das Aus- bzw. Einreiserecht unserer Landsleute.
- Wir pflegen die Kultur der Russlanddeutschen.
- Wir vermitteln Wissen über die Geschichte der Deutschen aus Russland.
- Wir beraten und begleiten unsere Landsleute in Problemlagen.

Wir bieten an:

- Begleitservice in Behörden und Institutionen
- Dolmetschen, Übersetzen
- Freizeitgruppenarbeit (Gesang, Heimatabende)
- Hilfe im Schriftverkehr
- Kultur- und Geschichtsveranstaltungen
- Hobbys im Handarbeitzirkel
- Kommunikationstraining Deutsch für Senioren

Nach der Eröffnung der Begegnungszentren in den Regionen sind andere Einrichtungen und Vereine wieder auf die LmDR aufmerksam geworden und nehmen unsere Angebote in Anspruch. Die LmDR ist offen für eine Zusammenarbeit mit anderen Organisationen und arbeitet an der Gewinnung weiterer Kooperationspartner.

Wir sind optimistisch, ehemalige Mitglieder zurück zu gewinnen und gleichzeitig mehr Deutsche aus Russland für die aktive Mitarbeit in ihrer gesellschaftlichen Vertretung zu motivieren. Die Zuversicht, dies erreichen zu können, gibt uns nicht zuletzt, aber vor allen Dingen unser seit 2005 ununterbrochen im Amt bestätigter Landesvorsitzender, Florian Braun, der unermüdlich Initiator und kompromissloser Verhandlungspartner für die Rechte und Anliegen der Spätaussiedler nach außen und feinfühler, verständnisvoller Partner für die Mitglieder und seine Vorstandskollegen/innen nach innen ist.

Lilli Tews und Dr. Manfred Hellmund

30 Jahre Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Dresden

Im Dezember 1990 trafen sich im Pfarramt der Martin-Luther-Kirche zu Dresden Vertriebene aus Ost- und Westpreußen sowie Landsleute aus Pommern und der Region Weichsel und Warthe. Sie waren durch Zeitungsnotizen und persönliche Einladungen auf dieses Treffen aufmerksam gemacht worden. Der Versammlungsleiter Winfried Schmidt gab einen Überblick zur Geschichte, zur Kultur und Literatur Ost- und Westpreußens. Im Anschluss an diesen Vortrag wurde die Gründung einer Landsmannschaft beschlossen und einstimmig der Vorstand gewählt. Ihm gehörten Max Goetz als Vorsitzender und Reinhold Pletz, Josef Glatz sowie Edith Wellnitz an.

30 Jahre später wurde dieses Ereignis in großer Runde gefeiert. Bei Kaffee und Kuchen wurden Erinnerungen an die vergangenen 30 Jahre ausgetauscht. So nahmen wir mehrfach an den Bundestreffen der Landsmannschaft Ostpreußen teil, fuhren in das heute geteilte Ostpreußen, insbesondere nach Königsberg, aber auch in das Ostpreußische Landesmuseum nach Lüneburg,

organisierten und besuchten Ausstellungen, Buchlesungen, Vorträge zur Geschichte und Kultur sowie Reiseberichte über Land und Leute oder die Veranstaltungen zum Tag der Heimat.

Früher pflegte die Frauengruppe mit Handarbeiten heimatliches Brauchtum und Kulturgut. Bis heute sind auch Sängern unseres Chores aktiv. Ihnen liegen die Gedichte und Lieder der 1854 in Ostpreußen geborenen Heimatdichterin Johanna Ambrosius besonders am Herzen, heißt es doch in einem dieser Lieder:

„Dann überkommt mich solche Lust, dass ich `s nicht sagen kann. Ich sing ein Lied aus voller Brust, schlag froh die Saiten an. Und trägst du auch nur schlicht Gewand und keine stolzen Höh`n – Ostpreußen hoch, mein Heimatland, wie bist du wunderschön.“

*Edith Wellnitz
(geb. 22.1.1937 in Königsberg Pr.),
im Sommer 2020*

Bund der Vertriebenen – Vogtlandkreis Aufgaben und Ziele nach 30 Jahren

Der Bund der Vertriebenen des Vogtlandkreises beging am 2. Oktober 2020 den 30. Jahrestag seines Bestehens. Er konstituierte sich am letzten Tag der DDR. Die Urkunde zum Eintrag in das Vereinsregister trägt neben Datum und Unterschrift den Stempel „Deutsche Demokratische Republik – Kreisgericht Auerbach/Vogtland“.

Zu DDR-Zeiten waren Kontakte und Treffen der Flüchtlinge und Vertriebenen unmöglich, da diese Personenkreise als „Revanchisten“ galten. Im September 1990 wurde in der Presse ein diesbezüglicher Aufruf an Flüchtlinge und Vertriebene des Zweiten Weltkrieges veröffentlicht. Die Initiatoren waren der Annahme, dass sicherlich „einige“ der Betroffenen auch im Vogtland lebten. Dieser Aufruf sah ein Treffen am Altmarkt und dann im Raum der Volkssolidarität vor, was sich aber aus Platzgründen als völlig unmöglich erwies, da nicht einige, sondern Hunderte erschienen waren! Am 27. Sept. 1990 wurde deshalb mit Unterstützung der Stadt- und Schulverwaltung Auerbach das Gründungstreffen in der völlig überfüllten Aula der Geschwister-Scholl-Schule ermöglicht. Es wurde die Gründung des Kreisverbandes „Bund der Vertriebenen“ für das Vogtland beschlossen, der Vorstand gewählt und die

Satzung auf der Grundlage der „Charta der Heimatvertriebenen“ von 1950 beschlossen.

1992 hatte der Verein bereits ca. 550 Mitglieder. In der Folgezeit wuchs die Mitgliederzahl auf mehr als 3000 an. Heute sind etwa noch 400 Mitglieder im Verein organisiert. 1995 wurde in der Parkanlage an der Willy-Brandt-Straße in Auerbach ein Gedenkstein mit der Inschrift „Zum Gedenken der Heimatvertriebenen und der Verschleppten des 2. Weltkrieges“ gesetzt.

Unsere Ziele sind deshalb, solange es unseren Mitgliedern aus alters- und gesundheitsbedingten Gründen möglich ist, die Realisierung „Erinnerung und Begegnung“ mit unserer Jugend und mit unseren ehemaligen Heimatländern weiter zu verfolgen, insbesondere auch anhand der Dauerausstellung „Flucht Vertreibung Neubeginn – Heimatvertriebene im Vogtland“ im Museum Auerbach/Vogtland. Zahlreiche Projekte in Schulen, Kirchen, Archiven, Museen sowie Ausstellungen und Zeitzeugenberichte legen Zeugnis davon ab. Dem MDR wurden etliche Zuarbeiten und Unterlagen bei einschlägigen Beiträgen gegeben. Jährlich gestalten wir einen „Tag der Heimat“, auch in den Seniorenheimen. Die Wandergruppe ist nicht nur im Vogtland und Sachsen aktiv, sondern auch in Böhmen, Bayern

und Thüringen. Etliche Veröffentlichungen zur Thematik haben hier im Vogtland ihren Ursprung: Mari-ka Trommer: Chronik 25 Jahre Kreisverband, Mario Morgner: Flucht, Vertreibung, Heimatlosigkeit – Neuanfang im Vogtland 1945-1949, Mario Morgner/Dr. Jens Baumann: Kulturregion Riesengebirge – kulturhistorischer Streifzug..., Gebrüder Gall: Vertreibung Neuanfang 1935-1952. Einige unserer Mitglieder sind auch in den Redaktionen der Heimatzeitungen der Bundesrepublik für ihre „ehemaligen“ Heimatgebiete als Heimatortbetreuer tätig.

Die Heimatstube des Kreisverbandes Vogtland und das

Büro befinden sich im ehemaligen Rathaus, in Auerbach/ OT Rebesgrün, Hauptstr. 70, Tel.: 03744/81785, mail: bdv-v@web.de, Internet: www.bdv-v.de. Dort trifft sich auch unsere Handarbeits-, Trachten- und Tanz-Gruppe. Hier können auch Besucher die historischen Gegenstände und Dokumente betrachten sowie Einsicht in unsere umfangreichen Projekte mit Schulen, Universitäten, Museen und Archiven und in zahlreiche Berichte unserer Zeitzeugen sowie die kleine Bücherei nehmen.

*Dr. Herbert Gall,
Mitglied des Vorstandes*

NEUES AUS KNAPPENRODE

Nach anfänglichen Startschwierigkeiten bei der Errichtung des BBZ „Transferraum Heimat“ konnte mit dem ehemaligen Besucherzentrum der Energiefabrik Knappenrode ein geeignetes Gebäude gefunden werden. Daraufhin musste das Konzept völlig neu überarbeitet und auf die Situation in Knappenrode angepasst werden (vgl. Mitteilungen Jg. 10, Nr. 1). Grundsätzlich sieht das Konzept nun vor, dass nach dem künftigen Eingangsbereich an der nördlichen Giebelseite die wichtigsten Siedel- und Vertreibungsgebiete anhand weniger Exponate aus dem Fluchtgepäck vorgestellt werden, sodann die Epoche von 1918 (Ende des Ersten Weltkrieges) bis 1945 (Untergang des Dritten Reichs) in diesem Raum erzählt wird. Die Überleitung mit eigentlicher Flucht und Vertreibung wird durch einen nachgebauten Waggon eindrucksvoll in Szene gesetzt, ehe im anschließenden hallenartigen Raum der unterschiedliche Umgang mit den Vertriebenen in Ost und West bis zur deutschen Wiedervereinigung und einer anschließenden europäischen Regelung dargestellt wird. Die rückwärtigen Räume sind Sonderausstellungsräumen, Büros sowie dem großen Seminarraum vorbehalten.

Dr. Jens Baumann, Dr. Lars-Arne Dannenberg und Falk Drechsel haben in mehreren Einsätzen die Gestaltungsideen



3-D-Modell der neuen Einrichtung in Knappenrode

des Konzepts auf die Räumlichkeiten übertragen, damit die Architekten und Bauplaner korrekte Bau-, Elektro-, Statikplanungen usw. erstellen können. Mittlerweile sind die Planungen abgeschlossen und die Bauarbeiten zu den umfangreichen Umbaumaßnahmen haben begonnen. Davon konnte sich schon Staatsministerin Barbara Klepsch überzeugen, die der Baustelle des BBZ Knappenrode einen Besuch abstattete. Türen und Wände wurden herausgebrochen und neu eingesetzt. Ziel ist es, mindestens den Empfangsbereich, den ersten der beiden großen „Ausstellungsräume“, den Waggon sowie die Büros und den Seminarraum bis Schuljahresbeginn 2021 einweihen zu können.



Besuch von Staatsministerin Barbara Klepsch auf der Baustelle

Odyssee eines Pferdegeschirrs

Die Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen verfügt über eine reiche Sammlung zu Leben und Brauchtum der Deutschen im östlichen Europa wie auch ihrer Vertreibung. In loser Folge werden einzelne Exponate mit ihrer wechselvollen Geschichte vorgestellt.

Bei Kriegsende mussten alle Deutschen aus dem Raum östlich der Oder flüchten. Bis in den Januar 1945 achtete die öffentliche Verwaltung streng darauf, dass die Bevölkerung keine Flucht vorbereitungen traf. Schließlich erhielten die Bewohner von Neudorf am 20. Januar 1945 gegen 22.00 Uhr den Befehl, den Ort bis 8.00 Uhr zu räumen. Konrad Zempel, der zum Volkssturm gehörte, wollte sich dem Befehl widersetzen. Die polnische Arbeiter der Familie rieten jedoch zur Flucht wenigstens der erwachsenen Männer, da sie erfahren hatten, wie das sowjetische Militär mit diesen umging. Die Alten, Frauen und Kinder sollten in der Heimat bleiben, für die die polnischen Arbeiter sorgen wollten. Konrad Zempel wollte jedoch seine hochschwängere Frau und seine vier und zwei Jahre alten Kinder nicht allein lassen und entschloss sich, „vorübergehend“ hinter die ca. 100 km entfernte Reichsgrenze von 1919 zu fliehen. Er organisierte den Treck des Dorfes. Als Fluchtfahrzeuge standen nur pferdebespannte Ackerwagen zur Verfügung. Der polnische Dorfstellmacher fertigte mit Unterstützung weiterer Polen noch in der Nacht Kisten für das Fluchtgepäck der deutschen Familien an. Als besonders schwierig erwies es sich, die offenen Ackerwagen gegen Schnee und Kälte zu sichern. Das Thermometer zeigte minus 18 Grad. Da zu wenig Planen vorhanden waren, wurde der Wagen, auf dem Ruth Zempel mit Ihren Kindern saß, mit einem Huzulen-Teppich abgedeckt.

Am Morgen des 21. Januar 1945 startete der Treck aus Neudorf, begleitet von einigen polnischen Hausmädchen und Arbeitern. Konrad Zempel flüchtete mit drei Wagen und acht Pferden. Einen Wagen benötigte die Familie selbst, auf den beiden anderen Wagen nahmen sie Bekannte mit, die selbst keine Wagen hatten.

Bereits vor der Ankunft in Pommern wurde klar, dass die Familie noch weiter ziehen musste. Nach sieben Wochen und einer Odyssee durch Pommern, Mecklenburg und das östliche Niedersachsen kam der Treck am 8. März 1945 nach Hohne, Kreis Celle in Niedersachsen. Hier blieben die meisten Deutschen. Inzwischen waren Berichte bekannt geworden, dass die sowjetische Militärverwaltung und die kommunistische polnische Regierung polnische Bürger, die gute Beziehungen zu Deutschen unterhalten hatten, nicht besser behandelten als die Deutschen selbst. Daher wollten die meisten Polen, die mit der Familie Zempel nach Westdeutschland gekommen waren, vorübergehend hier bleiben, um später mit der Familie Zempel nach Neudorf zurückkehren zu können. Nur dem Kutscher gelang es, in Deutschland zu bleiben. Ein Hausmädchen und ein Arbeiter konnten nach England flüchten. Die übrigen wurden von den Alliierten zwangsweise zurückgeschickt.



Das ausgebreitete Pferdegeschirr

Das Fluchtgepäck der Familie war ziemlich bunt zusammengewürfelt. Es bestand aus Lebensmitteln und Hausrat, wie Kleidung Bettwäsche, Silberbestecken, Tischzeug, einem Gesangbuch und einer Bibel, außerdem Werkzeug für die Ackerwagen sowie ein besonders sorgfältig gearbeitetes Pferdegeschirr. Es ist vermutlich über 100 Jahre alt und dürfte schon vom Vater Konrad Zempels erworben worden sein. Die Ackerwagen parkte Konrad Zempel in der Nähe seiner Wohnung in Hohne. Die Pferde und auch das Pferdegeschirr stellte er einheimischen Bauern zur Verfügung. Der bereits erwähnte Teppich lag nach der Flucht noch etwa 15 Jahre in der Wohnung von Konrad und Ruth Zempel. Später haben ihn die Kinder und Enkelkinder zum Spielen benutzt. In Westdeutschland arbeitete der Gutsbesitzer Zempel als Landarbeiter. Auf Grund seines Alters und mehrerer Verletzungen war er häufig arbeitslos. In Hohne war man nicht zu Hause. Er gehörte zu den Gründern der Vertriebenenorganisationen und war ehrenamtlich als Vertriebenenbetreuer tätig. In ihrem neuen Wohnort hat sich die Familie nie als integriert gefühlt. Das Pferdegeschirr hatte jahrelang immer griffbereit im Schuppen gehangen. Falls man wieder nach Hause fahren könnte, sollten es gleich zur Hand sein. Nur Ruth Zempel knüpfte durch die Kirchengemeinde und den Landfrauenverein Kontakte mit Einheimischen. So sind auch alle fünf Kinder spätestens nach dem Studium in andere Regionen gezogen. Als ein Sohn von Konrad Zempel, Friedrich Zempel, 1997 seinen Lebensmittelpunkt in Sachsen fand, brachte er auch Teile des Fluchtgepäcks mit – darunter auch das Pferdegeschirr.

Friedrich Zempel

Auf Spurensuche: Herrnhuter Siedlungen in Schlesien

Die Herrnhuter Brüdergemeine gründete im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrere Siedlungen in Schlesien, von denen vier bis Kriegsende 1945 existierten und eine besondere Form deutschen Kultur- und Wirtschaftslebens entwickelten. Die Autoren fragten, was es mit diesem spezifischen Erbe deutscher Kultur auf sich hat und was davon eventuell geblieben ist bzw. wie es um den Umgang mit diesem Erbe heute in Polen bestellt ist. Teil 1 (Gnadenberg) erschien in Jg. 8 (2018), Nr. 3; Teil 2 (Gnadenfrei) in Jg. 9 (2019), Nr. 1; Teil 3 (Neusalz); in Jg. 10 (2020), Nr. 1.

Teil 4: Gnadenfeld

Pawłowiczki ist auf den ersten Blick ein nichtssagendes Dorf, gelegen an einer Durchgangsstraße, mit einigen wenigen alten Häusern und Neubaublöcken aus den 1960er Jahren. Es gibt einen Supermarkt, eine Bushaltestelle und einen Spielplatz. An der Hauptstraße steht eine Büste zu Ehren des polnischen Dichters Adam Mickiewicz. Wer nicht weiß, dass sich hier einst eine Niederlassung der Herrnhuter Brüdergemeine befunden hat, einer ehemals sehr einflussreichen evangelischen Freikirche, kann das an den vorhandenen Gebäuden nicht ablesen.

Pawłowiczki war die einzige Herrnhuter-Siedlung in Oberschlesien. Der Ort liegt in einem ethnisch gemischten Gebiet. Hier, im früheren Landkreis Cosel (Kozle), lebten Einwohner polnischer, deutscher und tschechischer Sprache. Viele Familien polnischer Abstammung hatten sich aber für eine deutsche Identität entschieden. Bei der Volksabstimmung 1921 stimmten rund 60 Prozent der Einwohner für die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich. 1945 kam auch dieser Teil Oberschlesiens zu Polen. Doch hier führten die Behörden nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs keine so radikale Vertreibung durch. Wer sich als „Autochthone“ einstufen ließ, durfte bleiben und erhielt die polnische Staatsbürgerschaft. Als der po-

litische Druck nachließ, bekannten sich viele Einwohner wieder zu ihren deutschen Wurzeln. Heute kann in Gemeinden mit mehr als zwanzig Prozent deutscher Bevölkerung Deutsch zur zweiten Amtssprache erklärt werden. Zahlreiche Ortschaften um Pawłowiczki haben das getan, was man an den zweisprachigen Ortschildern am Ortszugang sehen kann. Die Gemeinde Pawłowiczki könnte ebenfalls zweisprachige Ortstafeln aufstellen lassen, hat es aber bisher nicht getan. Vielleicht liegt das daran, dass im namengebenden Hauptort der Gemeinde keine Einwohner deutscher Herkunft mehr leben. Außerdem wurden die einstigen Herrnhuter nicht als „Autochthone“ anerkannt und vollständig vertrieben.

Gnadenfrei war die letzte Siedlungsgründung der Herrnhuter in Schlesien. Nachdem 1743 die Ortsgemeinen Gnadenberg, Gnadenfrei und Neusalz entstanden waren, bemühten sich die Herrnhuter, auch in Oberschlesien Fuß zu fassen. Ein erster Siedlungsversuch in Rösnitz (Rozumice) bei Leobschütz (Głubczyce) scheiterte. Dass es dann doch zu einer Ansiedlung kam, ist Ernst Julius von Seidlitz zu verdanken, der bereits die Kolonie Gnadenfrei gründete. Er kaufte 1766 für seinen Sohn Christian Friedrich von Seidlitz das Gut Pawłowitzke. Anhänger der Brüdergemeine, die Seidlitz nach Oberschlesien begleiteten, errichteten erste Handwerkerhäuser. 1777 überließ der Gutsherr das Terrain um seinen Gutshof der Brüdergemeine, doch erst 1780 erfolgte die offizielle Gründung der Ortsgemeine Gnadenfeld.

Die Siedlung folgt einem rechtwinkligen Raster. Zwischen der Hauptstraße von Cosel nach Leobschütz und einer Parallelstraße wurde ein rechteckiger, begrünter Platz angelegt. In der Mitte stand der Kirchensaal mit dem Predigerhaus. An den Schmalseiten des Platzes wurden Brüderhaus und Schwesternhaus angeordnet. An den Längsseiten standen Wohnhäuser sowie die Knaben- und



Ansicht von Gnadenfeld, um 1820



Knabenanstalt, heute Gemeindeverwaltung

© ZKG



Gemeinlogis, bis vor wenigen Jahren Gasthof

© ZKG

die Mädchenanstalt. In den Seitenstraßen sowie an der Hauptstraße errichtete man weitere Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Hinter dem Schwesternhaus führte eine Lindenallee zu dem axial angeordneten Gottesacker.

Gnadenfeld war die einzige Niederlassung der Herrnhuter in einer katholischen Umgebung – denn in Oberschlesien hatten die Habsburger die Gegenreformation durchsetzen können. Die Siedlungsgründung geschah in der Erwartung, Glaubensflüchtlinge aus dem nahen Böhmen aufnehmen zu können. Dazu kam es nicht, weil nach dem Toleranzpatent 1781 die lutherische und reformierte Konfession in der Habsburgermonarchie zugelassen war. Gnadenfeld verzeichnete daher kein größeres Wachstum und blieb eine kleine Handwerkersiedlung. Von überregionaler Bedeutung war jedoch das Theologische Seminar der Brüdergemeinde, das sich hier über hundert Jahre, von 1818 bis 1920, befand. Aus der Töpferei der Brüdergemeinde entwickelte sich eine Ofenfabrik, die „Gnadenfelder Kacheln“ fertigte. Die Brüdergemeinde hatte 1783 die Domäne Pawłowitzke zum Geschenk erhalten. Brüder und Schwestern arbeiteten deshalb auch in der Land- und Forstwirtschaft.

Bis 1850 hatte allein die Brüdergemeinde das Recht, über den Zuzug von Einwohnern zu entscheiden. Nachdem diese Beschränkung aufgehoben war, siedelten sich auch

Nichtbrüderische an. 1905 gehörte nur noch jeder zweite Einwohner der Brüdergemeinde an.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das verkehrsgünstig gelegene Gnadenfeld zur „Lazarettstadt“ ausgebaut. Bis zu 320 Verwundete wurden in dem kleinen Ort durch das Deutsche Rote Kreuz und Schwestern der Brüdergemeinde gepflegt. Als im Januar 1945 die Rote Armee näher rückte und die Front nur noch wenige Kilometer entfernt war, begann die Evakuierung. Die Verwundeten im Lazarett wurden abtransportiert, die Verantwortlichen der Unitätsbetriebe luden alle wichtigen Unterlagen in LKWs und fuhren gen Westen. Frauen und Kinder flüchteten ins nahe Sudetenland. Die arbeitsfähigen Männer mussten allerdings trotz Räumungsbefehl in Gnadenfeld bleiben. Nachdem sich die Front mehrere Wochen lang nicht bewegt hatte, startete die Rote Armee im Morgengrauen des 15. März 1945 einen schweren Angriff. Da Gnadenfeld nahe der Frontlinie lag, wurde der Ort stundenlang mit Artillerie beschossen. Die Granaten machten aus Gnadenfeld ein Ruinenfeld. Als die Sowjets einmarschierten, war der historische Ortskern nahezu vollständig zerstört. Nur noch ausgebrannte Mauern zeigten an, wo sich einst der Kirchensaal und die anderen Gebäude der Brüdergemeinde befunden hatten.

Die deutschen Bewohner, die das Kriegsende in der Nachbarschaft überlebt hatten, versuchten, sich in den Ruinen neu einzurichten. Doch die polnischen Behörden wiesen die Bewohner deutscher Sprache aus. Dafür kamen ab Juli 1945 Neusiedler in den Ort. Sie stammten vorwiegend aus dem Osten Polens, der an die Sowjetunion gefallen war. Es dauerte mehrere Jahre, bis die Ruinengrundstücke beräumt waren. Beim Neuaufbau nahm man keine Rücksicht auf die besondere Vergangenheit Gnadenfelds. Anstelle des Kirchensaaus wurde ein Flachbau errichtet, in dem ein Lebensmittelgeschäft eingerichtet war. In das einzige Gebäude am Kirchplatz, das unzerstört geblieben war, zog die Gemeindeverwaltung. Noch heute befindet sich hier der Sitz der Gmina Pawłowiczki. Auf dem Grundstück des Schwesternhauses errichtete man eine Schule. Der Gottesacker verwilderte. Nur einige Alleebäume zeigen seine einstige Lage an. Das Grundstück ist jedoch überwuchert, Grabsteine sind nicht mehr zu erkennen.

Nur in einem Fall kam es zu einer bemerkenswerten Wiedernutzung: Das Gasthaus der Brüdergemeinde, das „Gemeinlogis“, blieb Gastwirtschaft, und in der Gaststube wurde weiterhin Bier ausgeschenkt. Noch heute wird an dem gut erhaltenen Gebäude des 18. Jahrhunderts – mit Toreinfahrt in den Innenhof und Freitreppe – für Brax-Bier geworben. Allerdings ist die Kneipe vor einigen Jahren geschlossen worden. Auch in Polen ist ein Niedergang des ländlichen Raumes zu bemerken. Junge Leute ziehen in die größeren Städte, Geschäfte schließen und Gebäude stehen leer.

Die Erinnerung an die Herrnhuter Brüdergemeinde ist in Pawłowiczki, früher Gnadenfeld, vollkommen erloschen. Selbst wenn sich das eines Tages ändern sollte: Eine Wiederentdeckung des Herrnhuter Erbes fällt schwer, denn es sind kaum noch Orte und Gebäude vorhanden, an denen sich diese Vergangenheit ablesen lässt.

Dr. Matthias Donath und Dr. Lars-Arne Dannenberg

Sibyllenort (Szczodre): Sächsisch-schlesische Geschichte

Am 28. Juli 2020 trafen sich der Vorsitzende und einige Vertreter der LM Schlesien/ LV Sachsen mit dem sächsischen Beauftragten für Vertriebene und Spätaussiedler, Dr. Jens Baumann, zu einem „Arbeitsgespräch“ im Innenministerium. Dabei wurden mehrere Projektvorschläge der LMS auf eine Realisierung geprüft. Es kamen u.a. die laufenden und zukünftigen Einsätze auf den ehemaligen evangelischen Friedhöfen in Giersdorf bei Bunzlau, Sibyllenort und Schreiberhau zur Sprache. Weitere Ideen betrafen die Teilnahme am „Tag der Sachsen“ sowie einem zukünftigen Büro in Görlitz. Ein weiterer lang gehegter Wunsch der LM Schlesien ist die Bereitschaft, bei der Revitalisierung des Schlossparks in Sibyllenort mitzuwirken. Hier wurden verschiedenen Ansätze und Möglichkeiten besprochen. Dr. Baumann stimmte mit uns überein, dass Sibyllenort ein geschichtsträchtiger Ort Sachsens und ein passendes Verbindungsglied zu Schlesien ist. In Sibyllenort starb 1932 der letzte sächsische König Friedrich August III. So wurden wir uns einig, die verantwortliche Gemeinde Langewiese (Długołęka) zu kontaktieren und ein Interesse an einer Zusammenarbeit zu erfragen. Frau Koziolok-Beier übernahm diese Aufgabe und stieß mit unserer Bereitschaft zur Partnerschaft in Langewiese auf offene Ohren. Die Gemeinde lud uns darauf hin zu einem Besuch am 14. September nach Sibyllenort ein. Eine Delegation unter Leitung des Bürgermeisters Wojciech Błoński empfing Dr. Baumann und uns, als Vertreter der LM Schlesien, im Schlosspark zu einem ausgiebigen Rundgang. 2019 wurde der Park, ehemals 23.000 Hektar Fläche, in einem ersten Abschnitt revitalisiert. Nach 1945 verwilderte er völlig und diente vor allem als Müllkippe und Spekulationsobjekt. Jetzt entstanden zwei große Spielplätze, ein Labyrinth, Sportplätze, Liegewiesen mit Ruhebänken, Plätze für Angler an den Wasserläufen und dem ersten wiederhergestellten Teich. Die eingefassten Wege säumen Informationstafeln, die leider nur in der Landessprache verfasst sind. Der Park spricht somit viele junge Familien an und wird sicher zukünftig für die Einwohner Breslaus ein lohnendes Ziel werden. Schließlich liegt Sibyllenort vor der Haustür der schlesischen Hauptstadt. Der Bürgermeister erläuterte seine weiteren Ausbaupläne für den Park. Dazu gehört ein Komplex mit Hotel, Gaststätten, Biergarten, der aber in der Hand der Gemeinde bleiben soll und verpachtet wird. Außerdem warten noch weitere Parkflächen auf die Revitalisierung. Ein großer „Schandfleck“ ist leider unübersehbar. Die Schlossreste des ehemaligen „Schlesischen Windsor“ und das dazugehörige Grundstück bieten einen traurigen Anblick. Die genannte Fläche befindet sich in privater Hand. Am Anfang der 1990er Jahre an einen Italiener verkauft, ging das Grundstück über drei weitere Besitzer jetzt an einen Breslauer Eigentümer. Die Gemeinde möchte dieses gern

wieder in ihren Besitz bringen und auch dort investieren. Im übriggebliebenen Theaterflügel des Schlosses könnten dann Eigentumswohnungen entstehen. Außerdem gibt es Pläne, ein paar Anbauten im Stil des ehemaligen Schlosses zu realisieren. Sechs Prozent des ehemaligen Schlosses sind mit dem Theaterflügel also noch sichtbar. So kann man die wahre Größe dieses verlorenen Schlosses nur erahnen. Solange das Schlossgrundstück noch in privater Hand ist, können die Ideen der Gemeinde und auch unsere Vorschläge zur Gestaltung der Fläche nicht umgesetzt werden. Gedacht hatten wir an eine große Informationstafel, die die ehemalige Größe des Schlosses zeigt, oder auch die Hilfe bei der Rekonstruktion des großen Springbrunnens an der ehemaligen Schlossmitte. Laut Aussage des Bürgermeisters würden alle erforderlichen Leitungen noch vorhanden und funktionstüchtig sein. Im Park befindet sich noch ein paar weitere Denkmale. Ein Kriegerdenkmal des ersten Weltkrieges steht im Wald in der Nähe des Besucherparkplatzes. Die Tafeln mit den Namen der Gefallenen und weitere Teile wurden entfernt. So steht nur noch der Obelisk. Im Teil des Parkes, der dem Staat gehört, findet man auch das Denkmal für König Albert I. von Sachsen, was ihm seine Frau Carola an seinem Lieblingsplatz anlässlich seines Todes 1902 errichten ließ. Auch dieses Denkmal und sein Umfeld sind stark restaurierungsbedürftig. Das wäre als ein Projekt unserer Landsmannschaft mit Hilfe von Fördermitteln des Freistaates denkbar.

Friedemann Scholz

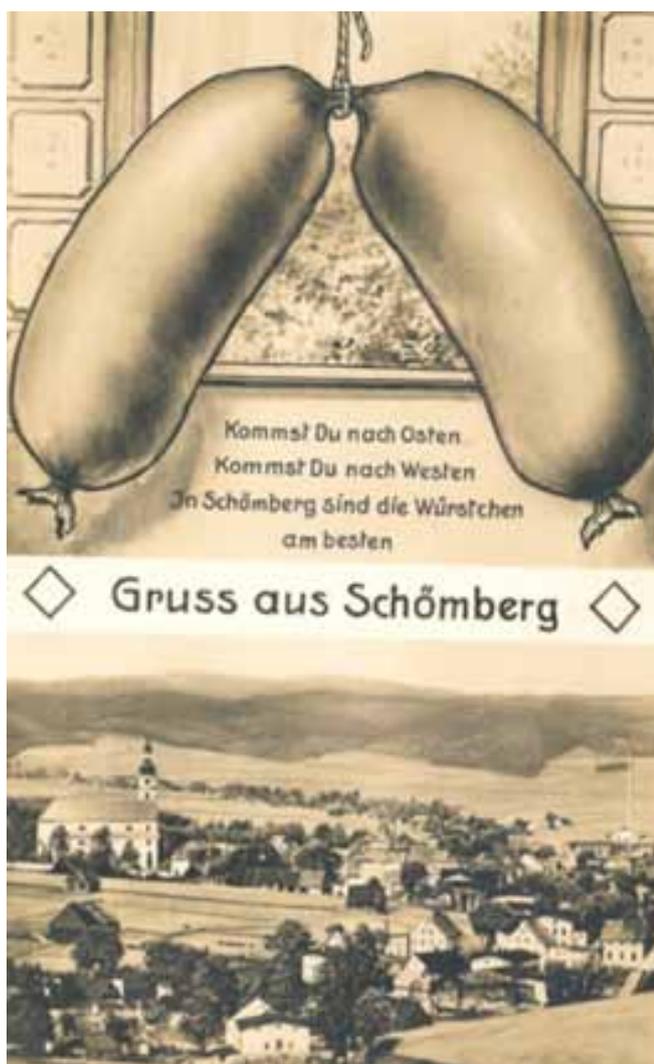


Bürgermeister Wojciech Błoński (4. von rechts), Dr. Jens Baumann (5. von rechts), Friedemann Scholz (6. von rechts), Silvia Koziolok-Beier (3. von links) und Vertreter der Gemeinde und der LM Schlesien/LV Sachsen vor dem Denkmal für König Albert I. („Carolakreuz“)

Schömberger Würstchen

Kulinarisch hat Schlesien viele Spuren hinterlassen. Erinert sei nur an das Schlesische Himmelreich oder an Oppelner, Jauersche oder auch schlesische Weißwürste. Aber was hat es mit den „Schömberger Würstchen“ auf sich? Auf meine Anfrage erfuhr ich viel von manch altem Schlesier. Insbesondere Herr Schaal war mit seinen 99 Jahren eine wahre Wissensgrube, der so plastisch erzählte, dass man die originalen Schömberger förmlich zu schmecken glaubte.

Die originalen „Schömberger“ sind eine Art Bockwurst, aber kleiner, und kommen immer paarweise auf den Teller. Das Besondere aber ist, dass sie über Tannenzapfen geräuchert wurden. Erfunden hat diese Art der Zubereitung 1834 Bernhard Springer, dessen Fleischerei sich gleich am Markt Nr. 16 in Schömberg (heute Chełmsko Śląskie) befand. In einer Beilage zum „Landeshuter Tageblatt“ (Schlesische Heimat. Monatsblätter für Heimatfreunde und Heimatstolz, Nr. 8/1934) wird des 100-jährigen Geburtstages der Würstchen und seines Erfinders Springer gedacht. Nach anderer Überlieferung war es der Schömberger Fleischermeister Reinhold Hoffmann, ebenfalls am



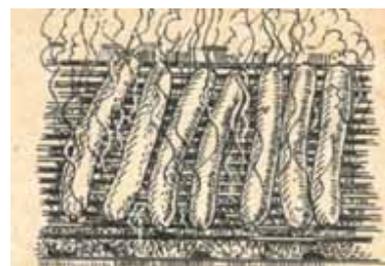
Postkarte aus Schömberg

Markt Nr. 11 ansässig. Letzterer hatte freilich in der Fleischerei Springer gelernt. Rasch wurden die Würstchen ein Markenzeichen der Stadt. Alle ansässigen Fleischereien boten sie an und verschickten sie in alle Welt. Die Fleischerei Hoffmann spielte hier offenbar eine dominierende Rolle. Nach der Vertreibung aus der Heimat soll die Familie zunächst nach Kanada ausgewandert sein, ehe die Fleischersfrau mit einer Tochter nach Deutschland zurückkehrte. Das Rezept der originalen „Schömberger

Würstchen“ wusste nur die Chefin und der Obergeselle. Die Nachfahren führten bis 2014 in Walsrode eine Fleischerei. Ernst Hoffmann und später Reinhard, ein Enkel von Reinhold Hoffmann, produzierten dort auch Schömberger Würstchen, wenngleich in den letzten Jahren nur noch für den Eigenbedarf. Eine größere Produktionsmenge lohnte wegen des aufwändigen Verfahrens und der hohen Kosten nicht. Mit Ernst Hoffmann, der 2014 verstarb, ging auch das Familienrezept verloren, denn er hatte es nie aufgeschrieben, und sein Sohn Reinhard Hoffmann kannte es nicht mehr im Detail.

Auch die Witwe des letzten Schömberger Fleischermeisters Springer konnte mit Hilfe des Landeshuter Arbeitskreises ausfindig gemacht werden. Sie lebt hochbetagt in Leipzig. Ein Rezept zum „Schömberger Würstchen“ konnte auch sie leider nicht verraten. Dafür ließ sie mir durch ihre Enkelin die beiden Abbildungen zukommen.

Insofern wäre es interessant zu erfahren, ob vielleicht doch noch irgendwo das Rezept der originalen Schömberger Würstchen aufzutreiben ist. Heute verkauft zwar Adam Antas in den 12-Apostel-Häusern vor Ort die Würstchen, eingeschweißt zum Mitnehmen, aber ob es sich um die originale Rezeptur handelt, bleibt fraglich. Es gibt also noch viele Geheimnisse um die schlesische Küche: Welche Besonderheit verbirgt sich beispielsweise hinter den „Schweidnitzer Kellerwürsten“? Haben sie etwas mit dem Gasthaus „Schweidnitzer Keller“ im Breslauer Rathaus zu tun? Vielleicht wissen Sie es ...



Ein Würstgefilde besonderer Art ist das schlesische Würstparadies, das einem zweiten „schlesischen Himmelreich“ gleicht. Neben der Breslauer Wurst genießen die Jauerschen Würste besonderen Ruf, die man am besten im Bolka-Stübel des Jauerschen Ratskellers oß. (Achtung! vorsichtig schneiden! sie spritzen!) Die „Oppelner“ sind kleine Brühwürste, die besondere Berühmtheit dadurch erlangten, daß sie mit der Eröffnung der oberschlesischen Eisenbahn im Jahre 1843 als erste „Bahnsteig-Würste“ auftraten. Eine Erfindung des Schömberger Fleischermeisters Springer sind die Schömberger Würstchen, in dem herzigen Rauch von Tannenzapfen geräuchert. Edmund Gläser schreibt deshalb von ihnen: „Es ist, als ob der Duft des schlesischen Waldes den lockeren Würstchen entströme.“ Auf der böhmisches Seite, in Reichenberg, ist die „Tuchmacher-Forelle“ zu Hause - wie ihr Name andeutet: Eine springlebendige Bockwurst. Einen besonderen Hinweis verdient - mit einem Gedankensprung an die Nebel, die durch Mecklenburg fließt - die Güstrower Brotwurst in Bier.

Schlesischer Nachmittag in Wehlen

Am 17. September 2020 fanden sich ca. 35 Personen aus Dresden, Pirna und Coswig in der Gaststätte „Alte Säge“ zu einem gemütlichen Beisammensein ein. Die Kreisgruppe der Landsmannschaft Dresden hatte zum 3. Mal diesen Schlesischen Nachmittag organisiert. Wie alljährlich hat der Wirt und Vorsitzende der Kreisgruppe Falk Pusch den Nachmittag mit schlesischem Kuchen und einem audiovisuellen Vortrag gut vorbereitet. Obendrein gab es eine musikalische Überraschung mit dem Duo „Basteifüchse“, welches die Teilnehmer mit Liedern der verlorenen Heimat und aus der Sächsischen Schweiz erfreute.

Anwesend war auch der Vorsitzende der Landsmannschaft Schlesien in Sachsen, Friedemann Scholz. Herr Pusch berichtet in seinem Vortrag über die Aktivitäten der Landsmannschaft in Schlesien zur Wiederherrichtung alter deutscher Friedhöfe, z.B. in Brückenberg und der Parkanlage von Sybillenort.

Herr Kühn aus Pirna bereicherte das Programm mit Gedichten in schlesischer Mundart und fand viel Beifall. Trotz seines hohen Alters beherrscht er die Sprache seiner Kindheit hervorragend und versteht es auch, andere dafür zu begeistern. Leider geht dieses Können immer mehr verloren.

Mit dem Wunsch, im kommenden Jahr wieder beisammen zu sein, ging das Treffen zu Ende, dann hoffentlich ohne Coronabeschränkungen.

Wir bedanken uns bei Falk Pusch für die freundliche Aufnahme und die spendierte „Runde“ Juchhaanlasoft, das die Mitglieder des Chores „Heimatmelodie“ mit dem Lied „Viel hundert Surten Medizin, die gib`s wull uf der Welt“ honorierten. Auch das Honorar für die Basteifüchse wurde vom Wirt gesponsert.

Helga Philipp

BdV Kreisverband Dresden



Das Duo „Basteifüchse“ in Aktion, September 2020

Weihnachten in Sibirien

Das Weihnachtsfest erfordert nicht nur von den Müttern gewaltigen Leistungen, sondern kann auch unter Männern ungeheure Kräfte freisetzen. Das hat einmal mein Onkel Paul erlebt. Onkel Paul wurde 1902 in der Heimat unserer Familie im Posener Land geboren. Die Gnade der späten Geburt schützt ihn davor, im Ersten Weltkrieg als Soldat eingezogen zu werden. Bei Kriegsende konnte er eine Lehrerausbildung beginnen. Weil die Heimat unserer Familie 1919 in den neu gegründeten polnischen Staat integriert wurde, musste er Polnisch lernen und eine polnische Staatsprüfung ablegen. Inzwischen gab es aber genügend junge Polen mit einer Lehramtsbefähigung. Daher bekam er keine Anstellung als Lehrer. Dennoch sollte ihm seine polnischen Sprachkenntnisse später von großem Nutzen sein.

Polen und Russen verbindet seit Jahrhunderten eine innige, tief empfundene Abneigung. In der Politik gibt es nämlich keine Nächstenliebe, sondern nur eine Übernächstenliebe. Russen und Deutsche lieben sich, weil Polen dazwischen liegt. Polen und Franzosen lieben sich, weil Deutschland dazwischen liegt. Freunde kann man sich aussuchen, Nachbarn nicht. Aber trotz aller gegenseitigen Abneigung haben Russen und Polen viele Gemeinsamkeiten, zum Beispiel in der Sprache. Wer Polnisch spricht, kann sich im täglichen Leben mit Fantasie und Einfühlungsvermögen auch mit Russen verständigen.

Im Zweiten Weltkrieg wurde Onkel Paul zur Reichswehr eingezogen und an der Ostfront eingesetzt. Kurz vor Kriegsende geriet er in sowjetische Gefangenschaft. Er war schweren

Misshandlungen ausgesetzt, unter denen er sein ganzes Leben lang litt. Während des Marsches in die Gefangenschaft überlegten die russischen Soldaten, ihn in den Graben zu legen und sterben zu lassen. Als er sie auf Polnisch ansprach, kam ein Offizier auf die Idee, ihn als Dolmetscher einzusetzen. Er durfte sich weiter mitschleppen und wurde unter ständigen Schlägen mit den Gewehrkolben bis in ein Straflager in Sibirien getrieben.

Am Heiligabend 1945 wurde sein Lager von einem Gebietskomitee besucht, zu dem auch Frauen gehörten. Der Lagerkommandant ließ die Gefangenen antreten und befahl, die Internationale zu singen. Onkel Paul übersetzte. Die Gefangenen schwiegen zunächst. Plötzlich begann einer, der hinten stand, eine bekannte Melodie zu summen. Langsam stimmten die andern erst leise und dann immer lauter ein und es erklang „Stille Nacht, heilige Nacht“. Der Chef des Gebietskomitees fragte, was das für ein Lied sei. Onkel Paul antwortete: „Das ist ein bekanntes deutsches Arbeiterlied.“

Als das Komitee abgerückt war, tobte der Lagerkommandant, denn er hatte verstanden, dass in diesem Lied weder von Klassenkampf noch von Revolution die Rede war. Er schrie den Onkel an, warum er nicht ein anderes Lied habe singen lassen. Der antwortete: „Um uns zum Schweigen zu bringen, hätten Sie alle erschießen müssen. Wie wollen Sie ohne Gefangene die Arbeitsnorm erfüllen.“ Der Kommandant schwieg.

Friedrich Zempel

NACHGEFRAGT

Dora Thielemann aus Niederjahna



1. Wo liegen ihre familiären Wurzeln?

Ich stamme aus Herrmannsdorf im Kreis Breslau und wurde 1932 als jüngstes von 14 Kindern geboren. Mein Vater, Wilhelm Nikoleizig, hatte ein Kohlengeschäft in Herrmannsdorf.

2. Wann und wie sind Sie nach Sachsen gekommen?

Mein Vater wurde im April 1945 erschossen. Meine Mutter, meine Schwestern und ich wurden im Juni 1946 von den Polen ausgewiesen. Wir mussten uns in Breslau in der Jahrhunderthalle einfinden, unser Gepäck wurde kontrolliert und geplündert. Dann kamen wir in Viehwaggons; in jedem Wagen waren 60 Personen. Wohin es ging, wussten

wir nicht. Der Transport endete in Freital. Anschließend waren wir in einem Lager in Pirna und kamen von dort mit einem Schiff nach Meißen. Auf dem Gelände der Jutespinnerei im Triebischtal lebten wir nochmals in einem Lager. Am 14. August 1946 wurden 31 Personen aus diesem Lager nach Niederjahna bei Meißen gebracht. Ich war 13 Jahre alt. Aufgrund des Krieges und der Umstände der Nachkriegszeit habe ich insgesamt nur vier Jahre die Schule besucht.

3. Wie wurden Sie aufgenommen? Ist die Integration gelungen?

Das erste, was ich hörte, war: „Zigeunerpack, macht euch hin, wo ihr hergekommen seid!“ Wir erhielten ein Zimmer bei Familie Thielemann, die selbst sehr arm war und uns trotzdem herzlich aufgenommen hat. Später habe ich den Sohn von Thielemanns geheiratet. Ich bin schnell heimisch geworden und habe mich immer wohl gefühlt. Ich bin für vieles dankbar, und mein Glaube hat mich getragen.

4. Was bedeutet für Sie Heimat?

Heimat ist hier, in Niederjahna. Nach Herrmannsdorf wollte ich nicht zurück, obwohl ich den Ort mehrmals besucht habe.

Arbeitseinsatz „Evangelischer Friedhof Giersdorf“ im Juni 2020



Ruine der Aussegnungskapelle, Juni 2020

Mitglieder des LV der LM Schlesien und der „Schlesierfreunde“ verabredeten kurzfristig einen Termin zur weiteren Wiederherstellung des alten evangelischen Friedhofes in Giersdorf bei Bunzlau. Unterstützung erhielten wir von Margit Kempgen von der „Kirchlichen Stiftung ev. Schlesien“ und Eleni Ioanidou, Mitglied der deutsch-polnischen Stiftung zum

Erhalt der dortigen alten evangelischen Langhans-Kirche. Am 19. und 20. Juni 2020 trafen sich 12 Helfer zum Arbeitseinsatz. Nachdem im vorigen Herbst die Sichtachse und der vordere Teil des Friedhofs beräumt und wiederhergestellt wurde, begann eine Gruppe dieses Mal mit dem hinteren Stück. Die zweite Gruppe legte die Friedhofsmauer im Außenbereich zur Straße frei. Hunderte wildgewachsene Bäumchen, Gestrüpp, Büsche mussten mit der Motorsäge gefällt werden. Diese schwere Arbeit fand teilweise im strömenden Regen (Sonnabend) statt. Es gelang, eine große Fläche vom hohen Bewuchs zu befreien, die Ruine der ehemaligen Aussegnungshalle kam zum Vorschein. In dem Bereich sind auch deutlich mehr Grabsteine stehen geblieben, als im vorderen Teil mit den größeren Grabanlagen. Was uns bei der Arbeit immer wieder begegnete und verstörte, waren die aufgebrochenen Gräfte, teils mit Gebeinen, teils mit Schutt oder Grabsteinen verfüllt. Gott sei Dank besinnen sich die jetzigen Bewohner verstärkt auch auf die deutsche Geschichte ihres Ortes.

Friedemann Scholz

Gedenkstein in Hinterhermsdorf enthüllt

Am 5. September 2020 wurde vor über 100 Teilnehmern ein Dank- und Gedenkstein in Hinterhermsdorf enthüllt. Musikalisch umrahmt wurde die Veranstaltung von Jugendgruppen beiderseits der Grenze. Der Gedenkstein wurde aus Spenden finanziert und vom Bund mit gefördert. Initiiert hatte ihn die Sudetendeutsche Landsmannschaft, die damit einerseits an die sudetendeutschen Vertriebsopfer 1945 erinnern will, andererseits auch an diejenigen, die ihnen hier in Hinterhermsdorf in der Not halfen, obwohl sie selbst nur wenig hatten. Beeindruckend war die Rede des damals 16-jährigen Zeitzeugen Kittel, der sich für die Errichtung des Denkmals besonders eingesetzt hatte und dabei beim Oberbürgermeister der Stadt Sebnitz, Mike Ruckh, auf offene Ohren stieß. Auch der stellvertretende tschechische Bürgermeister der Nachbargemeinde Böhmisches Kamnitz (Česká Kamenice) hielt ein Grußwort. Der Beauftragte für Vertriebene und Spätaussiedler, Dr. Jens Baumann, erinnerte in seinem Grußwort daran, dass die Vertriebenen nicht nur Bittsteller waren, sondern am Aufbau Sachsens tatkräftig mitgeholfen haben, dass es auch ihretwegen heute so liebens- und lebenswert ist. Heimat zu haben ist ein Grundbedürfnis eines jeden Menschen; erst ein Heimatgefühl ermöglicht bürgerschaftliches Engagement für die Gemeinde und für das Land. Der Gedenkstein ist auch dafür, für ein solches Engagement, ein gelungenes Beispiel.



Einweihung der Gedenkstätte in Hinterhermsdorf gemeinsam mit Oberbürgermeister Mike Ruckh

Waldfriedhof am Lilienstein (Waltersdorf) „Nun schon im vorigen Jahrhundert...“

Unsere Sudetendeutsche Ortsgruppe Dresden ist eine so wunderbare kleine Schicksalsgemeinschaft. Wir treffen uns monatlich, und immer kommen auch fast alle. Zum festen Programm gehört seit einigen Jahren auch der Besuch des „Waldfriedhofs am Lilienstein“.

In unserer letzten Verbandszeitung Nr. 27 steht mein Bericht von 2019 zur historischen Erklärung der Gedenkstätte. Aber für Neuleser möchte ich kurz eine Info geben. Der „Waldfriedhof am Lilienstein – Waltersdorf“ wird von der Deutschen Kriegsgräberfürsorge betreut. Er ist Teil eines ehemaligen Barackenlagers, das 1945 für vertriebene Sudetendeutsche errichtet worden war, von denen damals 146 an Hunger und Entkräftung starben und auf der provisorisch im Wald angelegten Bestattungsstätte ihre letzte Ruhe fanden. Der Waldfriedhof steht unter der Verwaltung des Nationalparks Sächsische Schweiz. Für die Pflege und Aufsicht gilt unser besonderer Dank dem Revierleiter, Herrn Tröber.

Nachdem wir früher Rhododendron, Blumengestecke und Lavendelheide zum ehrenden Gedenken für die damals umgekommenen Sudetendeutschen mitgebracht hatten, war es dieses Mal auf Wunsch von Herrn Tröber

ein Dauergesteck. Auf der Schleife steht: „Im Gedenken – Sudetendeutsche Ortsgruppe Dresden“.

Unser Gedenken am Waldfriedhof galt nicht nur den 1945 dort unter Heimatverlust und Krankheit Verstorbenen. Dieses Jahr hatte unser Gedenken am Waldfriedhof noch einen anderen Akzent; ich wollte den Fokus nicht nur auf die Tragik der Verstorbenen von 1945 lenken, sondern mit der Aussage von Historikern und Politikern „Nun schon im vorigen Jahrhundert...“ einen größeren Bogen schlagen, nämlich auf die 15 Millionen Deutschen, die im vorigen Jahrhundert, vor 75 Jahren aus ihrer Heimat vertrieben wurden oder sie in Flucht verlassen haben.

Wir sind eine Volksgruppe, die es fast nicht mehr gibt, von der niemand mehr redet. Ich habe schmerzlich festgestellt, wie viele Mitglieder wir aus unseren Dresdener Ortsgruppen seit 1992 schon verloren haben ... Alles Zeitzeugen, die mit ergreifenden, eigenen Erlebnissen in unseren Veranstaltungen berichtet haben. Sie sind für immer verstummt... Aber unsere Mahnung bleibt: „Nie wieder Krieg, Vertreibung, Heimatverlust!“, wie es in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen von 1950 heißt.

Renate Hasert



Gedenken auf dem Waldfriedhof am Lilienstein

Denkmal für die Opfer von Flucht und Vertreibung in Lohsa enthüllt

Am 19. September 2020 wurde im Beisein des Beauftragten für Vertriebene und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen, Dr. Jens Baumann und des Vorsitzenden des Landesverbands, Frank Hirche, durch den Bürgermeister der Gemeinde Lohsa, Thomas Leberecht, und den Mitinitiator Dietmar Kugel in Lohsa feierlich ein Denkmal zur Erinnerung an die Opfer von Flucht und Vertreibung eingeweiht. In und um Lohsa, vor allem im Ortsteil Steinitz, fanden viele Vertriebene eine neue Heimat! Neben zahlreichen Spendern wurde die Errichtung des Denkmals von der Seelandstiftung sowie dem Beauftragten für Vertriebene und Spätaussiedler gefördert. Das Denkmal wurde von Martina Rohmoser-Müller und ihrem Ehemann geschaffen. Es zeigt eine leidende Mutter mit Kleinkind auf dem Arm sowie einen stilisierten Handwagen, das vermutlich meistgebrauchte Transportmittel für die wenigen Habseligkeiten, die auf die Flucht mitgenommen werden konnten.



Enthüllung des Denkmals durch Bürgermeister Leberecht (r) und Mitinitiator Dietmar Kugel am 19. September 2020

© Jens Baumann

Initiative für Erhalt und Revitalisierung des evangelischen Friedhofs in Nieder-Schreiberhau Grenzübergreifende Zusammenarbeit der LM Schlesien und Schlesierfreunden mit der Gemeinde Schreiberhau

Bereits im November 2019 hatten wir mit dem Bürgermeister der Gemeinde Schreiberhau (Szklarska Poręba), Mirosław Graf, einen Arbeitseinsatz zur Revitalisierung des evangelischen Friedhofs vereinbart. Aufgrund der coronabedingten Einschränkungen klappte es erst vom 18.-20. September 2020. Vor dem Arbeitsbeginn begrüßten uns Mitarbeiter des Kulturzentrums. Der zuständige Leiter des Betriebsamtes übergab uns erforderliche Werkzeuge und Arbeitsmittel. Zwei Großcontainer für den Baumschnitt wurden ebenso bereitgestellt. Bis zum frühen Nachmittag waren die Container schon befüllt. So arbeiteten wir bis nach 17 Uhr, unterbrochen von einem Mittagsimbiss mit Getränken in der nahegelegenen „Iserbaude“.

Gespannt erwarteten wir am Sonnabend 10 Uhr die offizielle Eröffnung des Friedhofseinsatzes durch den Bürgermeister. Über die Resonanz waren wir positiv überrascht, denn einige Mitarbeiter der Gemeinde und mehrere Einwohner waren dem Aufruf gefolgt, und so fanden sich gegen 10 Uhr ca. 20 Freiwillige auf dem Friedhof ein. In seiner kurzen Ansprache dankte er uns für unsere Initiative. Durch diesen gemeinsamen Einsatz geht auch ein starkes Zeichen an die zuständigen Denkmalpfleger, die endlich mehr für den Erhalt und die Restaurierung des Friedhofs tun sollten. Unser Mitglied Robert Wollny übernahm die

Rolle des Dolmetschers und stellte unsere Gruppe den polnischen Teilnehmern vor. Als Gastgeschenk überbrachten wir dem Bürgermeister ein großes rundes Brot mit der Verzierung „Danke“ in polnischer Sprache, außerdem je einen Klecks-, Streusel-, Mohn- und Heidelbeer-kuchen für die gesamte Gemeinde. Nun konnte auch die untere Hälfte des Friedhofs in Angriff genommen werden. Auf diesem Teil wurden im Anschluss ebenfalls schon erste Grabsteine freigelegt und geborgen. Manchmal fanden wir auch die ursprünglich auf dem Grab angebrachten gusseisernen Grabstellennummern. Mit Hilfe dieser werden wir im vorhandenen Grabstellenbuch (<http://jbc.jelenia-gora.pl/publication/27789/edition/25956/grabstellenbuch-im-original-von-nieder-schreiberhau-dokument-elektroniczny?language=pl>) von Nieder-Schreiberhau nach den zugehörigen Namen suchen. Jeder neu geborgene Stein wurde nach seiner Reinigung begutachtet. Sie zeigten uns Namen und oft auch die Berufe der Verstorbenen. Apotheker, Doktor, Fuhrwerksbesitzer, Gastwirt, Hotelbesitzer, Glasschleifermeister, Glaspacker, Prokurist, Postagentin, Hotelbesitzer, Bäcker, Fleischer, Hausbesitzer, Landwirt, Kaufmann und sogar den Rentenempfänger. Während des Arbeitseinsatzes bekamen wir Besuch von einem 1939 in Schreiberhau geborenen Herrn. Er nahm sechs Stunden Autofahrt auf sich, um an diesem Tag dabei



Der evangelische Friedhof in Nieder-Schreiberhau

sein zu können. Sehr emotional und dankbar verfolgte er unsere Arbeiten. Gegen 15 Uhr endete der Arbeitseinsatz offiziell. Anschließend brutzelten Würste auf dem Grill an der Iserbaude. Es entwickelte sich eine lebhaftere Unterhaltung zwischen den polnischen und deutschen Helfern. Als einige nach der Verabschiedung noch einmal auf den

Friedhof zurückkehrten, überraschte uns ein Anwohner eines benachbarten Grundstücks mit der Übergabe einer zerbrochenen Grabtafel, die bei ihm viele Jahre auf dem Boden lagerte. Eine andere Bewohnerin informierte über einen Grabstein auf ihrem Dachboden.

Zunächst möchten wir uns beim Sächsischen Staatsministerium des Innern mit dem sächsischen Beauftragten für Vertriebene und Spätaussiedler, Herrn Dr. Jens Baumann, für die erstmalige Förderung unseres Projektes herzlich danken. Ein Riesendank gilt unserem Mitglied Armin Hübner, dem Hübner-Bäcker aus Horka, der den Kuchen, die Wochenendverpflegung und das Begrüßungsbrot spendierte. Und damit wir etwas auf der „Bemme“ haben, stellte uns unser Mitglied Roberto Pusch Wurstwaren aus der eigenen Produktion seines Hofladens zur Verfügung. Ein besonderer Dank gilt unserem Mitglied Robert Wollny für seine professionelle Kontaktaufnahme mit der Gemeinde Schreiberhau, seiner perfekten Organisation bei unserem Aufenthalt und seinen Diensten als Übersetzer. Ein großer Dank gilt dem Bürgermeister Miroslaw Graf und seinen Mitarbeitern für ihre Gastfreundschaft und die gute Zusammenarbeit. Wir sind uns an dem Wochenende nähergekommen und auf dem Weg, verlässliche Freunde zu werden.

Friedemann Scholz

ZUM SCHMUNZELN

Brauereien in Stettin

In Westdeutschland gab es bis in die Sechzigerjahre in den Schulen einmal im Jahr eine „Ostdeutsche Woche“, in der mittel- und ostdeutsche Themen behandelt werden sollten. Die Qualität dieses Unterrichts war recht unterschiedlich. Sie hing weitgehend von dem jeweiligen Lehrer ab. Bei der Wahl der Themen hatten die Lehrer anscheinend große Freiheit. Unsere schwarzmeerdeutsche Lehrerin behandelte die Leistungen der Deutschen in Russland, der aus Ostpreußen stammende Lehrer Ostpreußen.

In der Oberstufe bekamen wir für Geographie und Gemeinschaftskunde einen Lehrer aus Pommern. Erwartungsgemäß ging für ihn Pommern über alles in der Welt. Das hätte uns nicht gestört, aber „Jimmy“, so nannte er sich selbst, war - gelinde gesagt - etwas seltsam.

Um unsere Aufmerksamkeit zu wecken, imitierte er den Chemielehrer aus dem Film „die Feuerzangenbowle“. Mit zunehmendem Alter wurde sein Gesicht zerfurchter und sein Rollenspiel immer glaubhafter. Von Klassenfahrten war bekannt, dass er die „Gerstenkaltschale“ schätzte und die Schüler unter den Tisch trinken konnte.

Geographie und die anderen geisteswissenschaftlichen Fächer wurden an unserem naturwissenschaftlichen Gymnasium nicht besonders ernst genommen. Daher hatten wir keine Hemmungen, den Geographieunterricht bei Jimmy als Spaßveranstaltung zu betrachten. Die

„Ostdeutsche Woche“ bildete keine Ausnahme. Mit dem Beginn des elften Schuljahres war ich neu in die Klasse gekommen. Das hatte Jimmys pädagogisches Konzept gehörig durcheinander gebracht. Der Sohn des Schuldirektors, ein sympathischer ausgezeichnete Schüler, besuchte die gleiche Klasse und Jimmy wollte keinen anderen Schüler genauso gut benoten. Also musste er die Konkurrenten, zu denen auch ich gehörte, ausschalten. So kam es, dass Jimmy in der ersten Stunde der ostdeutschen Woche mich aufforderte: „Nenne mir Brauereien aus Stettin!“ Bei Stettin fiel mir alles mögliche ein: die Hakenterrasse, die hier geborenen Zarrinnen Katharina von Anhalt-Zerbst und Sophie Dorothee von Württemberg, der Generalfeldmarschall von Wrangel und das Herzogsgeschlecht der Greifen, die die Hohenzollern zum Erbe eingesetzt hatten, der Hafen, die Autofabrik Stoewer usw. Aber Brauereien aus Stettin kannte ich nicht. Ich wusste jedoch, dass manche Brauereinamen häufig vorkommen. Also log ich ganz frech: „In Stettin gab es mehrere Brauereien unter anderem die Ratsbrauerei, die Schlossbrauerei und die Hansebrauerei“.

Jimmy war überrascht. In seinem Feuerzangenbowle-Jargon erklärte er: „De Jonge is goat. Er weiß mår als der Låhrer.“

Friedrich Zempel

Florian Braun wird 70



Florian Braun

Wir gratulieren unserem langjährigen Vorsitzenden des Landesverbandes Sachsen zu seinem 70. Geburtstag, wünschen Ihm und seiner Gattin Valeria, die diesen Meilenstein wenige Wochen zuvor erreichte, zu diesem runden Jubiläum alles Gute, vor allem Gesundheit und die Motivation, noch lange aktiv für die Interessen unseres Verbandes und aller Deutschen aus Russland einzutreten. Florian ist wie ein „nimmermüdes Stehaufmännchen“ mit dem Herzen und dem Mundwerk am rechten Fleck. Er hat ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden für unsere Mitglieder und Landsleute, tritt aber auch unrechtmäßigen Forderungen mutig entgegen. Niederlagen sind für ihn nichts Apokalyptisches oder Endgültiges, sondern nur der Start zum erneuten Anlauf in Richtung Ziel. Das macht ihn auch so sympathisch und spiegelt seine Anerkennung nicht nur in unserem Wirkungskreis wider. Ganz zu schweigen von seiner Hilfsbereitschaft, für die ihn sein breiter Freundeskreis als unersetzlich schätzt.

Diese, ihn auszeichnenden Eigenschaften, scheinen seinem Erbgut zu entstammen. In der Ausgabe 6/2007 ff. würdigte „Volk auf dem Weg“ das Lebenswerk seines Vaters, David Braun, und die leidvolle, schicksalsschwere Geschichte der Familie Braun, die mit mehrmaligem Verlust des gesamten Hab und Guts verbunden war. Der Weg führte sie von der ersten Vertreibung aus der Wolgarepublik 1929 über den Nordkaukasus zurück in die Wolgarepublik, um in den 1930er Jahren erneut nach Weißrussland vertrieben und wieder in die Heimat zu-

rückzukehren zu dürfen. Das ersparte ihnen auch nicht die Deportation 1941 nach Sibirien, wo Florian 1950 nach seinem Bruder Adolf in Kuraginski unter Kommandantur (Deutsche durften ohne Genehmigung nicht von Dorf zu Dorf gehen, um Verwandte zu besuchen) geboren wurde. Ihnen folgten noch drei weitere Geschwister, Amalia, Hans und Lidia.

„Die Kinder erlebten am eigenen Leib wie [die] Erwachsenen die Verspottungen und Beschimpfungen jener Zeit. ‚Faschistenschweine‘ und ‚deutsche Schweine‘ nannte man uns. Und ganz gebräuchlich waren Sprüche wie: ‚Euch müsste man totschiagen‘. Obendrein wurden die Kinder oft verprügelt und angespuckt.“ Trotzdem gingen sie ihren Weg.

1959, nach Florians 2. Klasse zog die Familie nach Kirgisien in das Dorf Oktjabrskoje, einen Ort, wo mehr Deutsche lebten. Dort konnte sein Vater sogar zusammen mit Gleichgesinnten eine Gruppe mit dem Namen „Deutsche Landsmannschaft“ gründen und die Hoffnung aufglimmen lassen, ein neues autonomes Gebiet für die Deutschen aus Russland zu finden, die aber bald jäh zerschlagen wurde. Florian beendete in dieser Zeit seine Schulausbildung und absolvierte ein Geologiestudium in Verbindung mit einer Ausbildung zum Berufskraftfahrer.

Für die Eltern und die Familie war damit klar, dass sie eine Zukunft nur in der Heimat ihrer Ahnen, in Deutschland, haben konnten. Folglich stellten sie 1965 einen Antrag auf die Ausreisegenehmigung. 1969 zogen sie deshalb in die Hauptstadt Kirgisiens, Frunse (heute Bischkek), weil man aus den Dörfern keine Antworten auf Ausreiseanträge bekam. Zehn Jahre lang versuchten sie dies über einen Verwandten, der nach dem Krieg in Deutschland geblieben war, leider vergebens.

Florian absolvierte in dieser Zeit seinen Wehrdienst und trat danach seinen Job als Geologe an. Dabei ereilte ihn eine erneute Einberufung als Reservist. Danach war ihm ein landesweiter Einsatz als Geologe versagt, so dass er seinen Lebensunterhalt als Kraftfahrer bei der Dringlichen medizinischen Hilfe verdiente. Mit der Familie, seinen Eltern und Geschwistern, beteiligte er sich an Demonstrationen der Deutschen, was wiederum mit Restriktionen verbunden war.

In dieser Zeit fand er aber auch seine große Liebe, Valeria, die er 1974 heiratete und die ihm bis heute treu und unterstützend zur Seite steht, ihm zwei in Deutschland mittlerer Weile erfolgreiche Kinder zur Welt brachte, die ihnen vier Enkel schenkten.

Zunächst in Kirgisien gab es nur noch einen Wunsch der Familie – in Deutschland leben zu wollen. Dazu erfuhren sie 1976, dass eine Halbschwester des Vaters in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) lebte. So entschieden sie, in die DDR auszuwandern. Dazu kam nunmehr im Oktober 1977 die Ausreisegenehmigung für die Eltern und die Familien der drei Söhne. Die Töchter, die inzwischen verheiratet waren und nicht mehr im Haushalt der Eltern lebten, mussten noch einige Jahre länger warten. Darüber hinaus war vor allem der Vater großen Schikanen am Arbeitsplatz ausge-

setzt. Ihr Hab und Gut mussten sie zu Schleuderpreisen veräußern, so dass kaum etwas übrigblieb.

Endlich aber, am 15. März 1978, kamen Florian mit seiner schwangeren Valeria und neun weitere Familienangehörige, darunter die Eltern, in Karl-Marx-Stadt an. „Willkommen-sein“ wurde ihnen nicht vermittelt. Sie wurden als Russen wahrgenommen, erhielten eine Starthilfe von 300,- DDR-Mark und eine heruntergekommene Wohnung, um die sie von den Einheimischen auch noch beneidet wurden. Nun ging's wieder von „Null“ los, mit ähnlichen Beschaffungsproblemen im Lebensalltag wie sie schon bisher bekannt waren. Die Arbeit als Geologe blieb Florian auch hier verwehrt, weil ein Einsatz nur in der Sowjetisch-Deutschen Wismut AG möglich gewesen wäre, die ihn aber als Verräter gegenüber seinem Herkunftsland betrachteten. So verdingte er sich als Berufskraftfahrer beim Kraftverkehr Chemnitz und lernte auf diese Weise seine neue Heimat kennen, in die er sich mit seiner kleinen Familie schnell einlebte. Sie waren auf deutschem Boden, hatten deutsche Erde unter den Füßen und lernten nach und nach auch neue Freunde kennen. Sie fühlten sich angekommen.

Mit dem Jahr 1990 und der Wiedervereinigung Deutschlands stellten sich neue Herausforderungen. Während Flucht und Vertreibung in und nach dem Zweiten Weltkrieg in der DDR kein Thema waren, galten jetzt plötzlich für alle die Gesetze der Bundesrepublik Deutschland und auch das Bundesvertriebenengesetz und die damit verbundenen Regelungen – aber leider nur mit Abstrichen. Dazu kamen jährlich Hunderttausende von deutschen Aussiedlern aus der ehemaligen UdSSR und anderen osteuropäischen Staaten. In den Alt-Bundesländern gab es schon seit jeher den Bund der Vertriebenen und die LmDR.

Das war auch für Florian das Zeichen, sich jetzt im alten neuen Sachsen zu organisieren. So war er von Anfang an ehrenamtlich dabei, eine Ortsgruppe der LmDR in Chemnitz aufzubauen, Neuankömmlinge zu unterstützen und zu beraten. Nicht zufällig war die Ortsgruppe Chemnitz 1991 die erste in Sachsen. Dazu fand sich ein großer Kreis von Aktiven, dem natürlich auch sein Vater mit seinen Erfahrungen und sein Bruder Adolf, der sich mit an die Spitze stellte, angehörten. Unterstützt wurde dieser Prozess durch den Bundesvorstand der LmDR, so dass es relativ kurzfristig zur Bildung von Ortsgruppen in Dresden und anderen Städten von Sachsen kam, die dann einen Landesverband formieren und wählen konnten.

Florian ließ sich in seinem Engagement für die LmDR bis zum Eintritt ins Rentenalter weder durch den Verlust seiner Arbeit 1992, infolge Insolvenz seines Arbeitgebers, eine Umschulung zum Klempner/Installateur noch seine spätere Tätigkeit in einer Hausverwaltung nicht beeinträchtigen. Im Gegenteil, seit 2005 in Folge wurde er immer als Landesvorsitzender der LmDR wiedergewählt, repräsentiert die LmDR in den Landesorganisationen des BdV sowie der OMV als geschätztes Mitglied. Mit dem nunmehr seit fünf Jahren erreichten Rentenalter sind die Belange der Deutschen aus Russland sein ehrenamtlich „hauptberufliches“ Betätigungsfeld.

Das Vermächtnis seines Vaters ist Florian Ehre und Verpflichtung. Er ist ein Kämpfer für die Gerechtigkeit gegenüber den Deutschen aus Russland und deren Gleich-

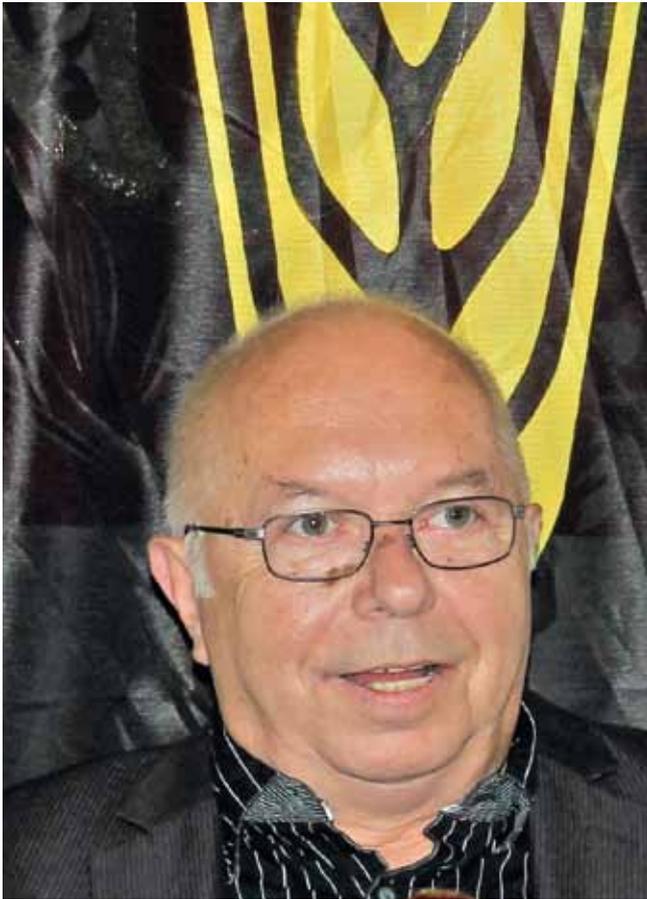
stellung zur Residenzbevölkerung sowie innerhalb und zwischen den Bundesländern. Das betrifft insbesondere Ziele, wie die Rentengerechtigkeit hinsichtlich der Abschaffung der ungerechtfertigten Deckelung der (Spät-) Aussiedlerrenten, den Abbau nach wie vor bestehender Hemmnisse bei der Anerkennung von Berufsabschlüssen, auch im Vergleich zu anderen Zuwanderern, die schrittweise Reduzierung der Niveauunterschiede bei den Rahmenbedingungen der Organisationsstrukturen der LmDR zwischen den Bundesländern (gegenwärtig werden diese durch die Praxis der Fördermittelvergabe eher vergrößert – seit 10 Jahren werden Anträge aus Sachsen ständig abgelehnt!), die Gleichstellung der Spätaussiedlerorganisationen gegenüber anderen Migrantenorganisationen und die Installierung von Ansprechpartnern für Vertriebene und (Spät-)Aussiedler in den kreisfreien Städten und Landratsämtern außerhalb der Migrantenreferate o.ä., analog den Beauftragten für Vertriebene und (Spät-)Aussiedler bei den Landesregierungen, die Entwicklung der Begegnungszentren zu Multiplikatorenzentren für die Gewinnung und Qualifizierung von Ehrenamtlichen im Betreuungsprozess durch den Freistaat, die Einrichtung von MBe für (Spät-)Aussiedler, mindestens in allen Städten über 500.000 Einwohnern, also Leipzig in Sachsen durch das BAMF mit Unterstützung des BV der LmDR sowie die Schaffung von Sozialberatungs- und Betreuungszentren für Spätaussiedler in den Oberzentren durch den Freistaat.

Dabei kann Florian eine positive Bilanz in Sachsen ziehen. Nach nunmehr 15 Jahren ununterbrochener Amtszeit als Landesvorsitzender in Sachsen ist es ihm und seinem Team gelungen, in der vorangegangenen Legislaturperiode in Sachsen einen Beauftragten für Vertriebene und Spätaussiedler der Staatsregierung berufen zu lassen, im Vorstand des Landesverband der Vertriebenen und Spätaussiedler Sachsen/Schlesische Lausitz (BdV Sachsen) erstmalig einen vom LV der LmDR nominierten stellvertretenden Vorsitzenden zu etablieren, in den Regionalzentren Chemnitz, Dresden und Leipzig sowie in Hoyerswerda vom Land finanziell geförderte Begegnungszentren gemeinsam für Vertriebene und Spätaussiedler zu schaffen, einen Dachverband der sächsischen Spätaussiedler mit Unterstützungs- und Betreuungskapazitäten für die Spätaussiedlerstrukturen aller Ebenen zu schaffen und die Regionalverbände Dresden und Leipzig sowie Chemnitz beantragt wie auch Erfurt in Thüringen, die sich zum Landesverband Sachsen bekennen, als Einsatzstellen im Bundesfreiwilligendienst zu etablieren.

Dafür möchten wir Florian recht herzlich danken. Das spricht für seine nach vielen Ablehnungen immer wieder ungebrochene Motivation und das Vermögen, sein Team nach Niederlagen erneut aufzubauen. Nicht zuletzt ist das auch Ausdruck für sein über Jahre erworbenes Vertrauen bei den politischen Entscheidungsvorbereitern und Entscheidern, was sich auch in den Interviews der nunmehr Sozialministerin, Petra Köpping und des Beauftragten für Vertriebene und Spätaussiedler, Dr. Jens Baumann, die in „Volk auf dem Weg“ erschienen, widerspiegelt.

Dr. Manfred Hellmund

Der Nothelfer aus Leipzig – Dr. Manfred Hellmund zum 70.



Es hat sich – wohl seit vielen Jahrhunderten – in Deutschland eingebürgert, verdienten Persönlichkeiten erst zu danken, wenn sie keine Verdienste mehr erwerben können. Der Dank ist damit fast eine Art Abschied nach dem Motto aus Schillers „Verschwörung des Fiesko“: „Der Mohr hat seine Pflicht getan, der Mohr kann gehen.“ Diese Sitte ist eine Unsitte. Daher hat mich der Landesvorsitzende des Landesverbandes Sachsen der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, Florian Braun, gebeten, anlässlich des 70. Geburtstag von Dr. Manfred Hellmund ein paar Dankesworte zu veröffentlichen. Ich will dieser Bitte nachkommen, denn der Jubilar hat sich seit vielen Jahren als aktiv und unersetzlich erwiesen.

Aktiv und unersetzlich ist Manfred Hellmund vor allen Dingen für die Deutschen aus Russland in Sachsen. Er selber bzw. seine Familie haben keine russlanddeutschen Wurzeln. Das ist gut so! Wenn man selbst nicht Angehöriger der Gruppe ist, um die man sich bemüht, kann man viel neutraler mit den Betroffenen kommunizieren und viel objektiver und nachdrücklicher ihre Anliegen vertreten. Man muss kein Wal sein, um für die Rechte der Wale eintreten zu können.

Seit 2006 ist Dr. Hellmund Geschäftsführer des Deutsch-Russischen Zentrums in Leipzig im Ehrenamt. In dieser Eigenschaft hat er den Deutschen aus Russland in Leipzig geholfen, sich zu organisieren und zu integrieren. Sehr

schnell hat der Landesvorsitzende erkannt, wie wertvoll seine Hilfe in Leipzig ist und sie zunehmend auch für den Landesverband in Anspruch genommen. Durch sein Studium der Betriebswirtschaft, während der Promotion und danach als wissenschaftlicher Oberassistent an der Universität Leipzig hat er umfangreiche betriebswirtschaftliche theoretische Kenntnisse erworben. Bereits zum Ende seines Studiums und in der nachfolgenden Berufstätigkeit konnte er seine theoretischen Kenntnisse um vielfältige praktische Erfahrungen in unterschiedlichen Unternehmen im In- und Ausland erweitern. Nach einer langen wissenschaftlichen und beruflichen Karriere können hier nicht alle Stationen aufgezählt werden. Für seine Tätigkeit als „Nothelfer“ der Deutschen aus Russland sind vor allen Dingen seine Lehrtätigkeit als Honorarprofessor in der Weiterbildung an verschiedenen Ingenieurschulen und bei der Gesellschaft Urania von Bedeutung. Hilfreich war auch, dass er sich wissenschaftlich und praktisch mit Produktionsabläufen und dem Personaleinsatz befasst hat. Nach der Wiedervereinigung lag der Schwerpunkt seiner Tätigkeit im Controlling sowie der Management- und Marketingberatung.

Seine großen theoretischen und praktischen betriebswirtschaftlichen Kenntnisse waren aber nicht die einzigen Voraussetzungen, die ihn zum Nothelfer prädestinierten. Aufgrund seiner Abstammung, mütterlicherseits aus Pommern und väterlicherseits von der deutschen Minderheit aus Slowenien, hat er auch die erforderliche Empathie mitgebracht, damit die Deutschen aus Russland ihn als ihren Fürsprecher anerkennen.

Empathie ist in der Zusammenarbeit mit Spätaussiedlern besonders wichtig. Dies ist aus ihrem Schicksal zu erklären. Einerseits haben sie in ihren Herkunftsländern darunter gelitten, dass die Menschenrechte viel weniger beachtet wurden als bei ihren Verwandten in Deutschland. Wegen dieser Benachteiligungen wurden sie zur Aussiedlung genötigt. Sie empfinden es als eine Beleidigung, wenn sie als Russen bezeichnet werden. Andererseits fühlen sie sich durch abfällige Bemerkungen über ihre Herkunftsländer, über die sie viel mehr wissen als die deutschen Normalbürger, verletzt. Denn trotz aller Benachteiligungen kennen sie auch die positiven Seiten – beispielsweise die großartige russische Kultur, die sich mit den Leistungen der westeuropäischen Völker messen lassen kann. Sie haben mehr Gastfreundlichkeit erfahren als in Deutschland. Die meisten von ihnen sind emotional so betroffen, dass sie außer Stande sind, dieses differenzierte Bild ohne innere Erregung zu vermitteln. Manfred Hellmund dagegen versteht es, nachdrücklich und trotzdem verbindlich Vorurteile und abfällige Bemerkungen zurückzuweisen.

Es wird niemand wundern, dass auch andere erkannt haben, wie wertvoll das Engagement von Dr. Manfred Hellmund sein kann. Im April 2017 wurde er in den Stiftungsrat der Stiftung „Erinnerung, Begegnung, Integration“ bestellt.

Seit Februar 2020 ist er auch stellvertretender Vorsitzender der Stiftung. Dem Landesvorstand des Landesverbandes der Vertriebenen Sachsen/Schlesische Lausitz (LVS) gehört er bereits seit März 2015 als Beisitzer, mittlerweile als Stellvertretender Vorsitzender an. Er verantwortet zudem die Internetseite des LVS.

Wenn die Leitung eines Vereins einen neuen Mitarbeiter gewinnt, wird oft nach dem Hobby gefragt; denn es besteht immer die Angst, das Hobby könnte dem Ehrenamt den Rang ablaufen. Bei Manfred Hellmund besteht diese Angst nicht. Zwar ist er ein begeisterter Kleingärtner, aber wenn man ihn in seinem Garten anruft, hat er immer Zeit, sich anderen Problemen zuzuwenden. Manchmal

hilft sein diesbezügliches Interesse auch uns, zum Beispiel wenn man dringend einen Versammlungsraum sucht, vermittelt er ein Vereinslokal der Kleingärtner.

*Lieber Manfred,
ich habe gehört, Du sollst auch ein Fußballfan sein. Ohne Dir zu nahe treten zu wollen, vermute ich, dass Deine Fußballleidenschaft mehr theoretischer als praktischer Natur ist. Das ist gut so! Vor dem Fernseher sitzend kann man gut dienstliche Telefonate erledigen. Bereits diese wenigen Zeilen haben gezeigt, dass Du für uns unersetzlich bist. Im Namen der organisierten Spätaussiedler und Vertriebenen fordere ich Dich auf: „Mach weiter so, Manfred!“*

Friedrich Zempel

WIR GEDENKEN

Abschied von Manfred Grandke

Der ehemalige Heimat- und Trachtenchor des BdV Schwarzenberg trauert um einen Sänger, der vielen BdV-Mitgliedern Sachsens nur als „Rübezahl“ bekannt war.

Manfred Grandke war Schlesier! Er wurde am 26. November 1933 in einer Waldenburger Bergmannsfamilie geboren. Die Familie war 1945 nicht geflohen und wurde auch nicht während der wilden Vertreibung im Juni 1945 zum Verlassen der Heimat gezwungen, da sein Vater als Bergmann bleiben durfte. Erst 1947 wurde der Vater ausgewiesen. Die Familie gelangte nach Zwönitz ins Erzgebirge, wo sich die Familie an ihre Heimatregion erinnert fühlte. Manfred Grandke lebte hier bis zu seinem plötzlichen Tod. Er war ein sehr aktives und engagiertes Mitglied des BdV, organisierte gemeinsam mit seiner Partnerin Ruth

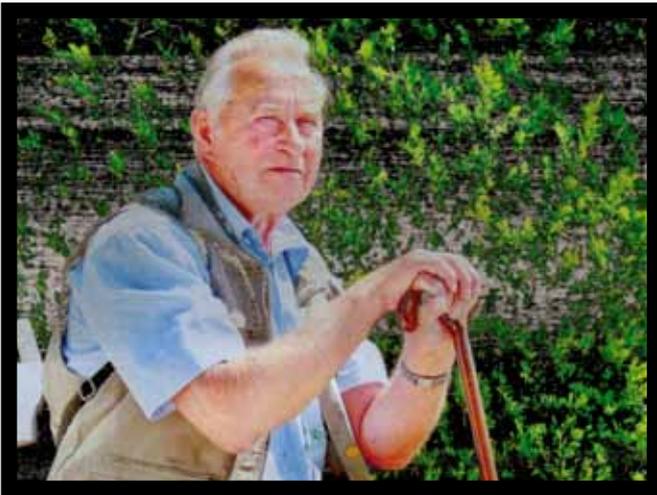
zahlreiche Treffen für Vertriebene in seinem Heimatort. Bei den Veranstaltungen warteten die Teilnehmer stets gespannt auf die selbst erdachten Sketche der beiden in schlesischer Mundart. Vielen ist Manfred Grandke auch als Rübezahl in Erinnerung, da er meist in dieser Verkleidung auftrat. Vor allem aber war er begeisterter Sänger und Mundharmonikaspieler. Jedes Chormitglied bekam zum Geburtstag ein Ständchen gespielt. Am 17. März 2020 ist er verstorben. Er fehlt uns, aber wir sind dankbar für die miteinander verbrachte Zeit!

*Im Namen seiner ehemaligen Mitsänger und Mitsängerinnen
Brigitte Oeser, Schwarzenberg*



Manfred Grandke (auf der Bank sitzend) bei einem seiner Auftritte als Rübezahl verkleidet

Abschied von Horst Braczko



Am 4. April 1928 wurde Horst Braczko in Stanken im Kreis Lyck in Ostpreußen geboren, am 14. August 2020 ist er verstorben.

Als er 1944 seine Heimat Ostpreußen durch Flucht und Vertreibung verlassen musste, war 16 Jahre alt. Auf einem Wagen mit Kindern und Müttern musste er die Zügel selbst in die Hand nehmen und half den hilflosen Menschen auf der Flucht den Bombenangriffen zu entkommen. Horst Braczko kam nach der Flucht in Sachsen an und fand hier eine neue Heimat. Er lernte seine Frau Brigitte kennen, und sie bekamen zwei Kinder. Er arbeitete fleißig und sorgte für seine liebe Familie, auf die er stolz war. Seine Frau Brigitte lebte auf einem Bauernhof. Dort half er kräftig in der Landwirtschaft. Seine beiden Kinder Uwe und Ina waren stolz auf so einen tüchtigen Vater. Nach der Wende, als es in Deutschland keine Grenzen mehr gab, unternahm die Familie Fahrten in die alten Bundesländer. Dort besuchten sie die Gruppen der Landsmannschaft von Ostpreußen und informierten sich über deren Arbeit. So bekamen sie Hilfe und konnten die

ersten Gruppen in Sachsen gründen. Horst Braczko ist ein Mitbegründer der Kreisgruppe Limbach-Oberfrohna. Er arbeitete die ganze Zeit aktiv im Vorstand unserer Gruppe mit und brachte viele gute Ideen ein. Horst Braczko baute eine Scheune um und richtete eine ostpreußische Heimatstube ein, wo wir uns zu unseren Vorstandssitzungen bis heute treffen können. Er war auch ein aktiver Leser der Preußisch Allgemeinen Zeitung. Innerhalb unserer Gruppe wurde viele Beiträge dieser Zeitung ausgewertet und diskutiert.

Horst Braczko war viele Jahre Leiter der Freiwilligen Feuerwehr mehrerer Gemeinden und sang mit seiner Frau im gemischten Chor Langenberg. Im Chor wurden viele Heimatlieder gesungen, und zu unseren Veranstaltungen konnten wir fröhlich mitsingen. Durch diese Aktivitäten hatte einen hohen Bekanntheitsgrad.

Viele Fahrten mit seiner Familie unternahm er, um seine Heimat Ostpreußen zu besuchen. Von seiner Heimat hat er Getreide mitgebracht und auf seinem Feld ausgesät und nach der Ernte eine echte ostpreußische Erntekrone gefertigt. Er hat alles für seine Landsleute und seine traumhaft schöne Heimat getan!

Plötzlich und unerwartet verstarben seine Frau und später auch sein Sohn Uwe. Seine Tochter Ina stand bis zuletzt ihrem Vater zur Seite und kümmerte sich liebevoll um ihn. Durch seine ruhige, bescheidene und rücksichtsvolle Art war er in der Öffentlichkeit beliebt. Für seine großen Einsatz erhielt er vom Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen die silberne Ehrennadel, und von der Landesgruppe Sachsen wurde er mit dem Kulturpreis geehrt.

Wir sind in tiefer Trauer, weil wir einen sehr wertvollen Menschen verloren haben. Es war ihm sehr wichtig, dass wir in Frieden und ein gutes Miteinander unserer Arbeit in seinem Sinne weiterführen. In unserem Herzen wird er ewig weiterleben!

*Im Namen des Vorstandes
Hannelore Kedzierski, Chemnitz*

VERANSTALTUNGEN

Bitte halten Sie sich folgende Termine 2021 frei, aber beachten Sie, dass coronabedingte Änderungen auftreten können:

- Am 14. Januar 2021 (Donnerstag), ab 18.30 Uhr wird in Chemnitz der Neujahrsempfang des Landesverbandes stattfinden, bitte melden Sie sich bei Frau Florian an.
- Am 17. April 2021 (Samstag) ist der Landesverbandstag geplant (nähere Informationen folgen noch).
- Am 27. Juni 2021 (Sonntag) wollen wir in Reichenbach/Oberlausitz das nächste Chöretreffen gemeinsam mit dem Tag der Heimat in Reichenbach/Ober-

lausitz durchführen. Informationen folgen noch.

- Am 12. September 2012 (Sonntag) ist der 8. Sächsischer Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung geplant (nähere Informationen folgen).
- Vom 5. bis 7. November 2021 (Freitag bis Sonntag): findet die Jahresabschlussveranstaltung des Landesverbandes statt (nähere Informationen folgen).

Aktuelle Informationen erhalten Sie auch über www.smi.sachsen.de – dort suchen bei Schnelleinstieg, dann bitte bei Beauftragter weiterlesen.

Gerhard Sawatzky: Wir selbst, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Carsten Gansel, Galiani Verlag Berlin 2020, ISBN 978-3-86971-204-8, 1081 Seiten, 13 Fotos, 1 Karte, Hardcover, 36,00 Euro

Dieser Roman ist etwas Besonderes! Auch wenn er sprachlich nicht nobelpreisverdächtig ist und streckenweise sehr langsam die Handlung vor dem Leser ausbreitet, haben wir hier die authentische Erzählung eines Zeitzeugen der auch für die Wolgadeutschen gewaltigen Umbruchphase des frühen 20. Jahrhunderts vor uns. Bemerkenswert ist dennoch, dass die Erzählung gänzlich ohne Zeitangaben auskommt. Nur durch Hinweise erfährt der Leser, dass der Roman zur Zeit des Bürgerkriegs 1918/19, dem Ringen zwischen Roten und Weißen, einsetzt, die Hungerjahre zu Beginn der 1920er Jahre und dem Aufbau der Schreckensherrschaft der Sowjetmacht bis zur Durchsetzung der Sowjetmacht Mitte/Ende der 1930er Jahre. Dies alles wird erzählt am Beispiel einer Dorfgemeinschaft sowie anhand des Aufbaus einer Strickerfabrik in einer wolgadeutschen Kleinstadt, die mit Balzer identifiziert werden kann. Ganz deutlich liest man heraus, dass es kein leichtes Leben an der Wolga war. Der Steppenboden gab nicht immer etwas her. Man bekommt Einblicke in das entgegen aller Verklärung auch sehr kärgliche Leben. Entgegen aller Sozialromantik wird deutlich, dass es auch in den deutschen Dörfern große soziale Unterschiede gab, von den wenigen reichen Großbauern, den „Kulaken“, über die allein nicht wirtschaftenden Kleinbauern, die „Batraki“, bis hin zu den „Udarniki“, die ursprünglich mittellosen Tagelöhner, die sich in völliger persönlicher Abhängigkeit bei den Groß- und Mittelbauern verdingen mussten. In der Sowjetunion wandelte sich diese Bezeichnung zu einem Ehrentitel für „Bestarbeiter“. Tatsächlich waren die besitzlosen Udarniki besonders anfällig für die kommunistischen Lehren Lenins. Auch im Roman sind die Sympathien des Autors eindeutig zugunsten der Udarniki und der Batraki verteilt. Ja, der ganze Roman ist ein Loblied auf die Bolschewiki und den Aufbau des Sozialismus bzw. die Sowjetisierung des Landes. Man erfährt dadurch auch etwas zu den sprachlichen Eigenheiten der Wolgadeutschen, ihren Sprichwörtern oder die mitunter etwas andere Grammatik, oder dass man sich im Dorf mit „Vetter“ anredete, auch zu den Ess- und Speisegewohnheiten.

Das monumentale Werk von über 1.000 eng bedruckten Seiten kommt völlig ohne Bilder und Kapiteleinteilungen aus. Es ist die (Liebes-)Geschichte des aus ärmlichsten Verhältnissen stammenden Heinrich Krempel und der Elly Kraus, die eigentlich eine Enkelin des einst vermögenden Fabrikbesitzers Karl Eduardowitsch Benkler ist. Die Schicksale der Protagonisten sind auf geheimnisvolle Art miteinander verwoben. Heinrichs Vater Friedrich Krempel hatte sich in den Wirren des Bürgerkriegs den Roten angeschlossen, vor denen der reiche Benkler flieht und dabei seine Enkelin Elly verliert. Diese wächst bei einer mittellosen Familie auf. Jahre später führen die Wege der beiden in der im Aufbau begriffenen Spinnerei „Clara Zetkin“, die ausgerechnet auf dem Gelände der Benkler'schen Fabrik entsteht, zusammen. Das

alles wird sehr langsam, und oftmals auch langsam erzählt. Der Autor führt auch zahlreiche weitere Figuren ein, um beinahe holzschnittartig gut und böse, schwarz und weiß, vorzuzeigen. So ist Großbauer März, den alle nur Soldaten-März nennen, ein übler Schläger und Schinder. Dass es sich in diesem Prozess um eine gesetzklose Enteignung handelte, wird nicht hinterfragt, konnte der Autor wohl aber auch nicht, da ihn sonst die Mühlen des stalinistischen Terrors schon viel eher zermahlen hätten. Es ist nämlich die Tragik der Geschichte, dass Sawatzky, der einer im 19. Jahrhundert ursprünglich im Schwarzmeerraum beheimateten Familie entstammte, dann aber später im Wolgagebiet wirkte und sich den Kommunisten anschloss und der Propagandamaschinerie auf schriftstellerischer Ebene zuarbeitete, dann selbst den stalinistischen Säuberungen Ende der 1930er Jahre zum Opfer fiel, wobei sein Ende nicht einmal bekannt ist, da sich seine Spur Ende 1938 verliert. Auch sein Manuskript war verschollen. Es ist dem Spürsinn des Herausgebers Carsten Gansel zu verdanken, der sich im Rahmen eines Forschungsprojekts mit russlanddeutschen Schriftstellern traf, die ihn auf dieses Werk aufmerksam machten.

Das Nachwort nutzt Gansel zu einem umfangreichen Abriss der Literatur der Russlanddeutschen und wie es zu dem Projekt gekommen ist, anstatt der Biografie des Autors nachzuforschen und herauszuarbeiten, worin denn nun die Bedeutung von Sawatzkys opus magnum liegt, wie immer wieder betont wird.

Eine Karte mit den wichtigsten Orten entlang der Wolga, sowohl auf der Berg- als auch der Wiesenseite im hinteren Klappendeckel illustriert den Handlungsrahmen.

Dr. Lars-Arne Dannenberg

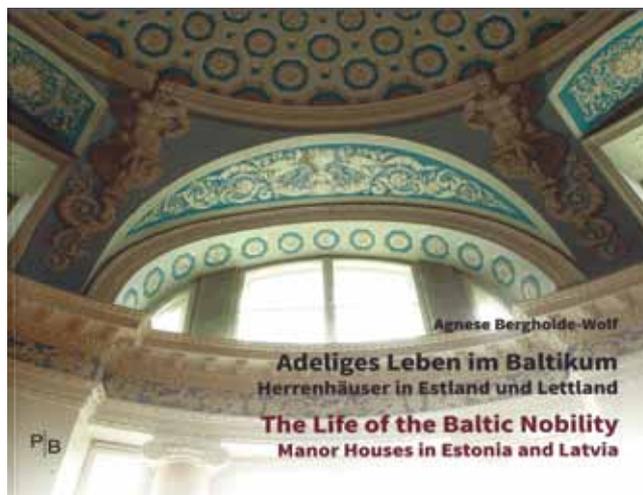


Agnese Bergholde-Wolf: Adliges Leben im Baltikum. Herrenhäuser in Estland und Lettland/ The Life of the Baltic Nobility. Manor Houses in Estonia and Latvia, hrsg. v. Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam 2020, ISBN 978-3-936168-87-7, 110 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Softcover, 9,80 Euro

Sabine Bock: Herrenhäuser in Estland/Moisad Eestis, Thomas Helms Verlag Schwerin 2020, ISBN 978-3-944033-29-7, 128 Seiten mit zahlreichen Fotos und Karten, Hardcover, 24,80 Euro

Lange hat es gedauert, bis sich im Baltikum, vorwiegend in den Staaten Estland und Lettland, ein Verständnis für die kulturellen Werte der Schlösser und Herrenhäuser entwickelt hat, von denen noch immer viele das Landschaftsbild prägen. Auch in Sachsen hatte es nach der Wiedervereinigung einige Jahre gedauert, bis die Öffentlichkeit das Thema „Schlösser“ unvoreingenommen und unbeeinträchtigt von der Frage einer Restitution behandeln konnte. 2004 fing ich mit der Erfassung der Schlösser und Herrenhäuser an, und in 16 Bänden wurden 1.114 historische Rittergüter und Schlösser in ihrer Geschichte und in ihrem heutigen Zustand vorgestellt. Für die baltische Adelslandschaft liegt noch kein vollständiges Verzeichnis dieser Art vor, aber zumindest sind im Jahr 2020 zwei bemerkenswerte Überblickswerke erschienen.

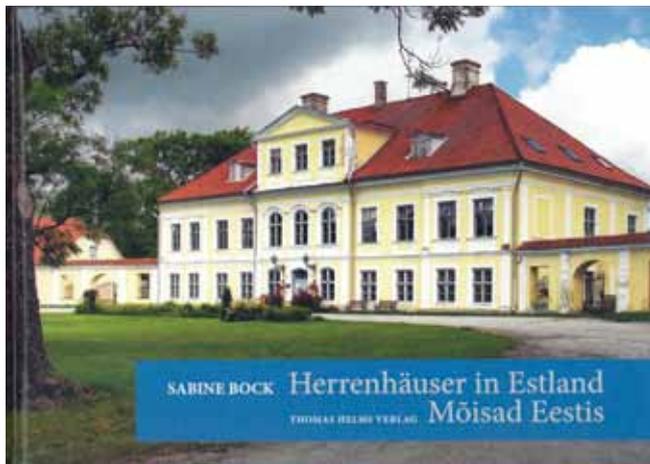
Was Estland und Lettland von Sachsen unterscheidet, ist der mehrfache geschichtliche Bruch im 20. Jahrhundert. Der Adel überwiegend deutscher Sprache in den russischen Ostseeprovinzen Estland, Livland und Kurland sah sich bereits 1905 einer gewaltsamen Revolution ausgesetzt. Aufständische brannten zahlreiche Herrnsitze nieder oder plünderten sie. In Estland waren 60 % der Herrenhäuser von den Ereignissen betroffen. Weitere Zerstörungen folgten im Ersten Weltkrieg, als deutsche Truppen die Ostseeprovinzen eroberten. 1919 wurden die Nationalstaaten Estland und Lettland gebildet. Damit verloren die Deutschbalten ihre jahrhundertlange Machtposition auf dem Land und in den Städten. Mit einer umfassenden Bodenreform erreichten die Regierungen beider Länder, dass der deutschbaltische Adel enteignet und sein Land an Bauern estnischer oder lettischer Nationalität verteilt wurde. Damit entzog man der deutschbaltischen Ritterschaft ihre wirtschaftliche Grundlage und brach ihre Machtstellung. Viele Schlösser und Herrenhäuser – manche von ihnen waren erst 1906 wiederaufgebaut oder neugebaut worden – wechselten in andere Hände. Manche Adelsfamilien behielten ihre Schlösser zusammen mit einem kleinen Restgut. Der nächste Einschnitt kam 1940 mit der Besetzung durch die Sowjetunion. Laut Hitler-Stalin-Pakt waren die baltischen Länder der sowjetischen Einflussphäre zugefallen. Die Deutschbalten durften ins Reich ausreisen, mussten aber ihre Immobilien zurücklassen. Ähnlich wie in der DDR erfolgte eine Umnutzung der Schlösser als Kinderheime, Kolchos- und Gemeindeverwaltungen usw. Damit war zwar eine Nutzung vorhanden, doch die Bausubstanz verschlechterte sich. Manche Herrenhäuser verfielen zu Ruinen. 1991 konnten sich die baltischen Länder vom Machtbereich der Sowjetunion lösen. Und anfangs hatte man beim Wiederaufbau dieser Staaten andere Probleme als die Sicherung baufälliger Herrenhäuser. Inzwischen hat sich das Bild gewandelt, denn die Schlösser und Herrenhäuser sind in den Augen der estnischen und lettischen Bevölkerung positiv besetzt, sie werden als Teil des eigenen Kulturerbes empfunden. „Auch wenn es noch viele Herrenhäuser gibt, die auf ihre Instandsetzung warten, ist die Zahl derer, die inzwischen neue ‚Herren‘ und eine neue Nutzung gefunden haben, erstaunlich groß und sie wächst stetig“, urteilt Sabine Bock. Beide Neuerscheinungen geben einen eindrucksvollen Überblick sowohl über die Gebäude des baltischen Adels



wie auch über Geschichte, Kultur und Lebensweise der deutschbaltischen Adelsfamilien. Sie sind jeweils reich illustriert und enthalten anschauliches Kartenmaterial.

Der Band der in Lettland geborenen Kunsthistorikerin Agnese Bergholde-Wolf geht auf ein Projekt des Deutschen Kulturforums östliches Europa in Potsdam und des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg zurück. Es handelt sich um den Begleitband einer Wanderausstellung, die seit diesem Jahr durch Einrichtungen in Deutschland tourt. Das Buch zeichnet sich durch eine gute Mischung von aktuellen, brillanten Aufnahmen und historischen Bilddokumenten aus, die aus der Sammlung des Herder-Instituts stammen. Nach einer Einführung in die Geschichte des Baltikums und der baltischen Gutshöfe folgt eine chronologisch geordnete Überblicksdarstellung der Herrenhauskultur, angefangen von den Burgen des Mittelalters bis hin zu den Bauten des 19. Jahrhunderts. Im zweiten Teil steht das Leben auf dem Gutshof im Mittelpunkt. Die Autorin behandelt an markanten Beispielen den Aufbau der Gutshöfe einschließlich der Wirtschaftsgebäude und Gärten. Sie zeigt beispielhaft, wie die Herrenhäuser eingerichtet waren, wie adliges Selbstverständnis demonstriert wurde und wie die Gutsarbeiter lebten und arbeiteten. Das letzte Kapitel behandelt unter den treffenden Überschriften „Entbrannter Zorn“, „Baltische Tragödie“ und „Ungeliebtes Erbe“ das Schicksal der Gutshöfe von 1900 bis heute. Eine Übersichtskarte zeigt die Landschaften Kurland, Livland und Estland sowie die heutigen Staatsgrenzen. Vorbildhaft ist die konsequente Nennung der deutschen Ortsnamen in Zusammenhang mit dem jeweiligen lettischen und estnischen Namen.

Dr. Sabine Bock, die Ehefrau des Verlegers Thomas Helms, beschränkt sich in ihrem Band auf die Herrenhauskultur in Estland, die sie sich auf zahlreichen Reisen gemeinsam mit der estnischen Germanistin Sigrid Parts erschlossen hat. Diese zeichnet auch für die estnische Fassung des Buches verantwortlich. Die große Anzahl historischer Adelsitze in Estland ist durch ein chronologisches Prinzip erschlossen. In Etappen geht es durch die Jahrhunderte in die unmittelbare Gegenwart. Jedem Kapitel ist dabei eine sehr anschauliche Karte vorangestellt, die die politischen Grenzen im Baltikum in der jeweiligen Epoche zeigt. Das Werk zeichnet sich durch brillantes Bildmaterial aus, welches



Lust macht, sich sofort auf eine Reise dorthin zu begeben. Selbst Orte des Verfalls wirken auf den Fotos nahezu magisch. Eindrucksvoll sind auch die vielen Innenaufnahmen, die Wand- und Deckenmalereien, Stuckarbeiten, Öfen u. v. a. m. zeigen. Blättert man durch das Buch, so erfährt man, wie viele kulturelle Einflüsse in Estland wirksam waren. Man findet Barockbauten, die so auch in Sachsen hätten stehen können, russische Holzhäuser wie auch Herrenhäuser im finnischen Jugendstil. Ein Ortsregister erschließt die behandelten Beispiele. Leider fehlt ein solches Register im Buch von Agnese Bergholde-Wolf.

Wer mehr über die Lebenswelt des baltischen Adels wissen oder die Landschaften an der Ostsee entdecken will, dem seien beide Bücher gleichermaßen empfohlen.

Dr. Matthias Donath

Lars-Arne Dannenberg und Matthias Donath: Heimatwechsel. Deutsche in Russland – Deutsche aus Russland in Sachsen. Eine Begleitbrochure zur gleichnamigen Ausstellung

Die Verbindungen zwischen Sachsen und Russland reichen bis weit in das Mittelalter zurück. Eine Ausstellung des Zentrums für Kultur//Geschichte hat sich auf Spurensuche begeben und dabei schlaglichtartig den Etappen und Zäsuren nachgespürt. In der frühen Neuzeit gehörte der vormalige Assessor an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig, Adam Olearius (1599-1671), zu den Pionieren. Er war 1633 als Gesandtschaftssekretär einer 126 Mann starken Reisegruppe in das Zarenreich aufgebrochen, um Handelsbeziehungen mit dem Russischen Reich und weiter bis nach Persien aufzubauen. Sein 1647 im Druck erschienener Reisebericht, mit zahlreichen Zeichnungen versehen, erschien in vier Sprachen und wurde für das deutsche Russlandbild prägend.

Ein halbes Jahrhundert später war – nicht minder wissbegierig – Zar Peter der Große (1672-1725) den umgekehrten Weg gegangen und hatte während seiner Entdeckungstour durch Westeuropa auch Sachsen, insbesondere die Freiburger Bergbauregion, gestreift, um schließlich einen der bedeutendsten russischen Gelehrten, Michail Wassiljewitsch Lomonossow (1711-1765), in Freiberg die Geheimnisse des Montanwe-

sens erkunden zu lassen, weshalb sich heute in der russischen Bergmannssprache viele deutsche Begriffe finden. Aber auch weniger freundliche Momente werden nicht ausgespart, wie die russische Besatzung Sachsens nach der Niederlage Napoleons 1813/14, was sich 1945, wengleich unter gänzlich anderen Vorzeichen, wiederholen sollte.

Ein Schwerpunkt der Ausstellung liegt auf den Lebensläufen von Deutschen aus Russland, die nach ihrer Aussiedlung in Sachsen eine neue Heimat gefunden haben. Deswegen der vielleicht auf den ersten Blick befremdlich wirkende Titel „Heimatwechsel“, der aber wie ein „Tapetenwechsel“ die Zerrissenheit und den Wandel von Heimat, gerade der Deutschen aus Russland, treffsicher wiedergibt. Gepaart mit bedeutenden Ereignissen der Geschichte werden ihre Lebensläufe exemplarisch für das Schicksal Hunderttausender erzählt.

Nun ist eine Broschüre zur Ausstellung erschienen, in der die vielen Informationen nachgelesen werden können.. Gewissermaßen auf späte Spurensuche haben sich die Autoren der Broschüre begeben, als sie im September 2019 das ehemalige deutsche Siedlungsgebiet an der Wolga bereisten, wo 1924 mit der Autonomen Sozialistischen Republik der Wolgadeutschen der „erste sozialistische Staat deutscher Sprache“ errichtet worden war. Von ihren Erlebnissen kündigt der abschließende Beitrag.

Die Broschüre kann gegen Abgabe einer Spende über die Geschäftsstelle des Landesverbands bezogen werden.



Impressum

Herausgeber: Landesverband der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/Schlesische Lausitz e.V., Geschäftsstelle: Heinrich-Heine-Straße 6a, 02977 Hoyerswerda, Telefon: 03571/605187, E-Mail: c.florian-lvs@outlook.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Tel.: 035795/16010
E-Mail: info@zkg-dd.de

Titelbild: Blick in die Nikolaistraße von Katharinenfeld, Foto: Dr. Andreas Bednarek, 2019

Gesamtherstellung: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Käbschütztal OT Niederjähna
Diese Zeitschrift lebt von Ihrem Engagement. Artikel und Beiträge senden Sie bitte an die Redaktion. Übernahme und Kürzung behalten wir uns vor, wir bitten um Ihr Verständnis. Es besteht kein Anspruch auf Abdruck eingesandter Beiträge. Die Autoren tragen die Verantwortung für die Bildrechte der Abbildungen ihrer Artikel. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht die Meinung des Herausgebers bzw. der Redaktion wiedergeben.

Diese Maßnahme wird finanziert mit Steuermitteln auf Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushalts. <https://lsnq.de/JensBaumann>